

clv

Eckart zur Nieden

Verteidigt die Mühle!

dlv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 1992
2. Auflage 1994
3. Auflage 1998

© 1992 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach
Druck und Bindung: Elsnerdruck, Berlin

ISBN: 3-86397-183-1

Rrrrrr!

Uwe schlug wütend auf den Wecker, um dem häßlichen Gerappel den Garaus zu machen.

Wie konnte ich nur so blöd sein, mir für Mitternacht den Wecker zu stellen, dachte er. Er wälzte sich auf die andere Seite. Aber dann fiel ihm ein, daß der Mann ihm ja dreißig Mark versprochen hatte, und da war er wach.

Uwe setzte sich auf den Bettrand und angelte im Dunkeln nach seinen Strümpfen. Während er sie anzog – einer war links rum, aber das merkte er nicht – dachte er noch einmal daran, wie es zu dieser nächtlichen Aktion gekommen war.

Dieser Jugendliche mußte wohl geahnt haben, daß er, Uwe, unbedingt Geld brauchte. Naja, daß war wohl auch nicht so schwer zu erkennen gewesen. Er hatte ja lange vor dem Photogeschäft gestanden und sich die Nase plattgedrückt. Besonders den Teleobjektiven galt sein Interesse. Da war ein Objektiv bei, mein lieber Mann! 500 mm! Wenn er das hätte! Dann könnte er auf riesige Entfernung ganz scharfe Photos machen!

Aber bei seinem bißchen Taschengeld! Da kamen ihm die dreißig Mark ganz gelegen, vor allem, wo der junge Mann gesagt hatte, er könnte später noch mehr verdienen.

Uwe war sich nicht sicher, ob er an seinem Hemd immer mit dem richtigen Knopf das dazugehörige Loch getroffen hatte. Aber das war vielleicht nicht so wichtig. Im Dunkeln sah man's ja doch nicht.

Dann nahm er seine Schuhe in die Hand und schlich sich leise nach draußen. Vorbei am Zimmer seiner Schwester Kerstin und am Schlafzimmer der Eltern, aus dem das beruhigende Schnarchen seines Vaters zu

hören war. Von der Flurtür zog er den Schlüssel innen ab, öffnete, tastete sich ins Treppenhaus hinaus, schloß die Tür vorsichtig und steckte den Schlüssel in die Hosentasche. Er mußte ja nachher auch wieder reinkommen.

Dann zog er die Schuhe an und huschte die Treppe hinunter.

Draußen blieb er einen Moment stehen und zog die kühle Nachtluft in die Lungen.

Das war schön, erfrischend für so einen müden Kerl, der gerade erst aus dem Schlaf gerissen worden war. Aber es war auch das einzige Angenehme. Im übrigen fühlte sich Uwe ziemlich unbehaglich. Es war totenstill. Die Straßenlampen brannten nur spärlich, und in den Häusern war alles dunkel. Kein Mensch war weit und breit zu sehen.

Warum dieser junge Mann wohl nur darauf bestanden hatte, daß er nachts kommen sollte? Und daß niemand davon erfuhr! Wenn er sein Geld verdienen sollte – und das hatte er gesagt: »verdienen« – dann brauchte man das doch nicht zu verheimlichen! Ein bißchen komisch war das alles schon.

Uwe setzte sich in Trab und war wenige Minuten später bei dem vereinbarten Treffpunkt, bei der Bushaltestelle am Rand des Wohngebietes.

Es dauerte auch nicht lange, da dröhnte die schwere Honda heran, ohne Rücksicht auf die schlafenden Bürger. Mit einer Radikalbremsung kam die Maschine direkt vor Uwe zum Stehen.

Während Uwe noch überlegte, ob er einen guten Abend oder einen guten Morgen wünschen sollte – »gute Nacht« sollte er vielleicht besser nicht sagen – gab

ihm der andere wortlos ein Zeichen mit dem Kopf, das ihm klarmachte, er sollte hinten aufsteigen. Das tat er dann auch. Kaum saß er, ließ sein Vordermann die Kupplung los und drehte das Gas bis hinten auf. Das schwere Motorrad schoß davon.

Noch nie war Uwe so schnell auf einem Motorrad gefahren. In jeder Kurve blieb ihm fast das Herz stehen, wenn sie sich beängstigend auf die Seite neigten. Zumal der Scheinwerferkegel nur einen Teil der Straße vor ihnen beleuchtete und die übrige Welt ringsum stockfinster war.

Gerade, als Uwes Vertrauen in die Fahrkunst des Mannes etwas zu steigen und seine Angst zu sinken begann, ließ das Tempo nach. Sie rollten in einen Wald hinein. Eine Weile fuhren sie noch – offenbar suchte der Fahrer eine bestimmte Stelle. Dann blieben sie stehen.

»Ich erkläre dir jetzt genau, was du machen mußt«, sagte der Fremde. Seine Stimme klang dumpf aus dem Motorradhelm heraus. »Hör' genau zu!«

Uwe nickte und stieg ab. Was es wohl hier mitten im Wald zu tun geben würde, überlegte er.

»Wenn du hier durch den Wald runtergehst, kommst du an einen Bach. Es ist nicht weit, vielleicht hundert Meter. Du gehst an dem Bach entlang, nach rechts, so wie das Wasser fließt...«

»Aber ich sehe doch nichts! Es ist so dunkel!«

»Stell dich nicht so an! Durch den Wald ist es ja nicht weit, und ich leuchte mit meinem Scheinwerfer. Und am Bach unten stehen keine Bäume, da siehst du genug durch das Sternenlicht. Jetzt hör' zu! Du folgst dem Bach bis zu dem Teich. Da steht die Mühle. Du suchst dir ein paar Steine und wirfst bei dem Haus einige Fensterschei-

ben ein. Dann kommst du schnell wieder zurück. Alles klar?«

»Www... Was soll ich?«

»Hörst du schlecht? Du sollst ein paar Scheiben einwerfen! Keine Angst, es erwischt dich niemand. Da wohnt nur ein uralter Opa drin, der nicht rennen kann. Sollte er dich aber doch erwischen, dann kann ich dir allerdings nicht helfen. Dann werde ich verschwinden, und du mußt zusehen, wie du zurechtkommst. Aber du müßtest dich schon reichlich doof anstellen, wenn dich der Alte kriegen sollte.«

»Ja, aber... warum denn? Ich meine, warum soll ich denn Scheiben einschmeißen?«

»Frag nicht so viel! Das verstehst du ja doch nicht. Du kriegst dein Geld und hast dafür deinen Job zu machen. Und wenn du's gut machst, kannst du später noch viel mehr verdienen.«

»Verdienen ist gut!« knurrte Uwe. »Und wann kriege ich die dreißig Mark?«

»Hast wohl Angst, ich haue ab, wie? Kannst mir schon vertrauen! Aber ich bin ja nicht so. Hier hast du die Hälfte. Die andern fünfzehn Mark kriegst du, wenn du zurückkommst, okay?«

»Hm«, machte Uwe nur. Das alles war ihm sehr unangenehm. Und er war sich klar: Wenn er vorher gewußt hätte, was er für das Geld tun soll, hätte er sich bestimmt nicht auf das Geschäft eingelassen. Aber jetzt war er nun einmal hier... Und außerdem, mit diesem Kerl war nicht zu spaßen, den wollte er nicht verärgern. Schon gar nicht hier draußen allein im Wald.

Mit widerstreitenden Gefühlen streckte Uwe die Hand aus und ließ sich drei Fünfmarkstücke darauf

zählen. Er versuchte, seiner Stimme einen festen Klang zu geben, als er sagte: »Bis nachher!« Dann tastete er sich durch den Wald.

Anfangs ging es gut, soweit noch das Licht des Scheinwerfers reichte. Dann aber wurde es immer dunkler, und er stieß sich ein paarmal heftig an Zweigen und Stämmen. Mit vorgestreckten Armen tastete er sich weiter, bis er zum Waldrand kam, wo es wieder heller wurde.

Schon wollte er dem Bach folgen, da fiel ihm ein, daß er sich diese Stelle genau merken mußte. Schließlich wollte er ja nachher hier wieder durch den Wald hinauf. Genau prägte er sich das Bild ein, soweit er es im Dämmerlicht erkennen konnte: rechts am Bach die Weide, weiter drüben die zwei Laubbäume auf der Wiese.

Als Uwe – immer am Bach entlang – um eine Biegung kam, sah er weiter unten schon die spiegelnde Fläche des kleinen Teiches. Hier war eine Wiese, und er konnte kräftig ausschreiten. Es dauerte nicht lange, da konnte er das Gebäude erkennen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Teiches erhob es sich groß und dunkel. Er sprang über den Bach und schlich vorsichtig näher.

Uwe war es ziemlich mulmig in der Magengegend. Weniger wegen der Dunkelheit und der Einsamkeit hier im Wald – er war ja schließlich schon zwölf und eigentlich nie besonders ängstlich gewesen. Aber was er jetzt tun sollte, das machte ihm doch zu schaffen.

Aber er hatte nun einmal ja gesagt... Und außerdem hatte er nun schon das Geld genommen. Es wäre ihm gegen die Ehre gegangen, sich erst bezahlen zu lassen und dann zu kneifen.

Uwe hörte am Geräusch seiner Schritte, daß er über einen Schotterweg ging. Ob diese Steine groß genug waren, um damit eine Scheibe einzuschmeißen? Er bückte sich und fühlte. Hm, ein bißchen größer müßten sie schon sein.

Aber da – ein dicker Brocken. Das konnte gehen! Er tastete weiter und hatte bald ein paar Steine zusammen.

Jetzt stand er vor dem Haus. Hier waren viele Fenster. Aber er wollte sich erst ein wenig umsehen. In der Mitte führten einige Stufen zur Haustür. Uwe stand auf einem kleinen Platz, der von hohen Bäumen halbkreisförmig umstellt war.

Um nicht so viele Geräusche zu machen, verließ er den Schotterplatz und schlich auf dem Grasstreifen daneben um das Haus herum.

Auf der Seite, die dem Eingang gegenüberlag, war das große Mühlrad. Hier gab es keine Fenster, nur zwei kleine Luken ganz oben. Als Uwe noch festgestellt hatte, daß weiter hinten, zum Teich hin, ein Schuppen war und ein Garten, und daß man da auf der Flucht erst über Zäune klettern müßte, entschied er sich für die Vorderseite.

Da stand er nun im Dämmerlicht, ein paar Steine in der Hand.

Soll ich, oder soll ich lieber doch nicht...?

Nicht lange zögern, sagte er sich, sonst überlege ich's mir am Ende noch anders!

Er wog den ersten Stein in der Hand. Und dann – ein kräftiger Wurf! Krach – der Stein polterte gegen die Hauswand und fiel zu Boden.

Noch einmal! Da – ein lautes Klirren verriet ihm, daß er eins der oberen Fenster getroffen hatte.

Schnell noch ein paar Versuche, ehe der Mann aufwachte!

Uwe warf den dritten, den vierten Stein, jedesmal daneben. Aber der fünfte traf wieder eine Scheibe, gerade in dem Augenblick, als im Haus das Licht anging.

Blitzschnell drehte Uwe sich um und rannte davon. Schnell über den Bach und die Wiese hinauf, weg, nur weg!

Schnaufend hielt er hinter der Biegung des Baches an. Warum renne ich denn so, dachte er. Der Opa wird vielleicht noch nicht einmal mit seinen Füßen in den Pantoffeln stecken.

Dann ging er ruhig weiter den Bach hinauf bis zu der Weide. Hier mußte er wieder durch den Wald. Vorsichtig tastete er sich zwischen den Bäumen hindurch, immer den Berg hinauf.

Es dauerte ziemlich lange und war sehr mühsam. Aber endlich stand Uwe wieder auf der Straße.

Aber wo war der Motorradfahrer?

Hatte der ihn im Stich gelassen?

Oder hatte er, Uwe, sich verlaufen und war an einer falschen Stelle auf die Straße gekommen?

Ein beklemmendes Gefühl kroch ihm den Rücken hinauf.

Da, ein leises knirschendes Geräusch! Der Mann ließ seine Honda die leicht abfallende Straße heranrollen. Jetzt schaltete er das Licht an und ließ den Motor anspringen.

Er hielt neben Uwe.

»Na?« fragte er nur.

Uwe erstattete Bericht. »Ich hab's gemacht, wie du gesagt hast. Zwei Scheiben hab' ich eingeworfen.«

»Mehr nicht?«

Uwe ärgerte sich. Der hatte ja keine Ahnung, wie schwierig das war! Aber dann griff der junge Mann in die Tasche, holte einen Schein und eine Münze heraus und drückte Uwe beides in die Hand. »Steig auf! Das nächste Mal aber ein paar Scheiben mehr!«

Das nächste Mal? Nein, dachte Uwe, nochmal mache ich das nicht. Ich habe mich diesmal reinlegen lassen, aber das war das erste und letzte Mal. Alten Leuten die Fenster einwerfen! Das war eigentlich eine Gemeinheit. Und es war besonders faul, daß der junge Mann nicht sagen wollte, wozu das ganze dienen sollte.

Aber Uwe sagte nichts von seinen Gedanken. Er hatte zuviel Angst, der andere könnte auf ihn wütend werden.

Jetzt konnte er sowieso nicht reden. Sie brausten wieder in atemberaubendem Tempo die Straße zur Stadt hinunter.

An der Bushaltestelle blieben sie stehen.

Uwe stieg ab.

»Ich melde mich mal wieder«, tönte es aus dem Sturzhelm. Dann heulte der Motor auf, und das schwere Motorrad schoß davon.

Innerlich aufgewühlt ging Uwe nach Hause. Er schlich die Treppe hinauf, kam unbemerkt in sein Zimmer, zog sich aus und legte sich ins Bett.

Lange konnte er nicht einschlafen.

»Nein, nein, und nochmals nein!«

Das war ganz klar.

Und um völlig unnötigerweise noch zu unterstreichen, daß jede Diskussion jetzt endgültig beendet war,

drehte die Mutter sich um und tauchte energisch die Hände ins Spülwasser.

Heftiger, als sie schon geweint hatte, konnte Kerstin gar nicht weinen. Sie war so verzweifelt! Jetzt rannte sie aus der Küche.

Wohin? Natürlich zu ihren Lieblingen, den vier kleinen Katzen, die der Grund für den Streit waren. Im Kellerflur neben der Heizung stand das Körbchen. Da thronte die stolze Katzenmutter neben ihren süßen Kleinen.

»Prinz, es geht nicht! Du mußt ganz tapfer sein!«

Kerstin kniete sich neben dem Korb nieder und schluchzte leise.

Niemand durfte hören, daß sie ihre Katze Prinz nannte. Schon als sie sie damals bekam, fanden alle den Namen unpassend. So hießen höchstens Schäferhunde, hatte ihr Vater gesagt. Aber Kerstin wollte keine Muschi oder Schnucki oder Stupsi oder so ähnlich. So hießen alle Katzen, und ihre war ja etwas Besonderes.

So weit so gut. Schwierig wurde es, als sich herausstellte daß Prinz kein Kater war, wie man ihr versprochen hatte. Einfach statt Prinz nun Prinzessin zu sagen, kam allen im Haus komisch vor. So hatte die Katze eigentlich keinen richtigen Namen. Vater sagte immer Muschi, denn er meinte, was anderes könne er sich nicht merken. Mutter sagte Mohrle, weil sie von Anfang an für diesen Namen gewesen war, obwohl das Tier wenig Schwarz an sich hatte. Uwe, ihr Bruder, sagte schlicht und einfach »Katze« zu ihr. Kerstin selbst aber blieb bei »Prinz«. Mochten die anderen sagen, was sie wollten. Bei ihr war Prinz eben weiblich.

Denn weiblich war das Tier zweifellos. Das ließ sich

gar nicht mehr bestreiten, seit diese vier kleinen Kätzchen im Korb lagen.

Kerstin wischte sich die Tränen aus den Augen, um die niedlichen Tierchen genauer anzusehen. Aber es nützte nichts, die Tränen kamen gleich wieder neu.

Da krabbelten sie, die Augen nur halb geöffnet. Ein schwarzes, ein geflecktes und zwei graue Kätzchen. Klein wie Mäuse. So niedlich und hilfsbedürftig!

Und diese kleinen Tiere sollten nun getötet werden! Einfach so! Erschlagen, vergiftet, ertränkt! Dabei hatten sie doch gar nichts getan! Nur daß sie da waren, das war das einzige, was man ihnen vorwarf!

Deswegen kann man doch keinen ermorden! Nur weil er einem im Weg ist. Das war doch...

Ach, es hatte keinen Zweck, das alles nochmal zu überlegen. Sie hatte ja schon stundenlang mit ihren Eltern geredet. Es war sinnlos. Die wollten keine fünf Katzen im Haus haben. Und es ginge auch gar nicht, weil sie nur zur Miete wohnten, hatte Vater gesagt. Im Mietvertrag stände... und dann hatte er vorgelesen, was da stand. Und im übrigen wollte er das Wort »Mord« in diesem Zusammenhang nicht mehr hören. Mord wäre etwas anderes, da ginge es um Menschen und um böse Absicht.

Das konnte nun Kerstin überhaupt nicht verstehen. Was machte denn das für einen Unterschied? Lebewesen war Lebewesen, und das durfte man nicht töten, schon gar nicht, wenn es so klein und niedlich war!

Und was sollte das heißen: böse Absicht? War es etwa keine böse Absicht, diesen hilfsbedürftigen Kleinen den winzigen Kopf... nicht auszudenken!

Von neuem packte Kerstin das Elend. Ehe sie über-

legte, was sie tat und was das für einen Sinn haben sollte, hob sie den Korb samt Katzenmutter und vier Katzenkindern auf und rannte zur Kellertür raus. Weg, nur weg von diesem Haus, wo man ihre Lieblinge umbringen wollte!

Immer weiter rannte sie. Sie kannte sich hier noch nicht richtig aus, weil ihre Familie erst vor kurzem hierhergezogen war. Aber auch wenn sie sich ausgekannt hätte, wäre sie nicht auf ein bestimmtes Ziel zu gelaufen. Sie wollte nur weg! In ihrer Verzweiflung lief sie und lief, bis sie außerhalb des Städtchens war.

Dann konnte sie nicht mehr. Sie fiel in eine langsamere Gangart. Die Katzen, die vorhin wüst hin und her geschüttelt worden waren, freuten sich, daß es nun ruhiger wurde.

Eine ganze Weile ging sie so weiter und weinte dabei vor sich hin.

Endlich sah sie rechts der Straße eine Bank. Kerstin setzte sich, stellte den Korb neben sich und vergrub das Gesicht in den Händen, so daß ihr die Tränen durch die Finger liefen.

»Sind das aber niedliche Katzen!«

Kerstin schreckte hoch. Hinter ihr stand ein Mann.

Sehr alt war er. Mindestens hundert, schätzte Kerstin, vielleicht sogar schon hundertfünfzig. Er war hager im Gesicht, und seine riesige Adlernase stach bedrohlich daraus hervor. In einem merkwürdigen Gegensatz zu diesem abschreckenden Gesicht standen die gütigen grauen Augen, die freundlich auf Kerstin herabsahen.

»Darf ich sie mal streicheln?« fragte der Mann, und ohne eine Antwort abzuwarten, beugte er sich über die Lehne der Bank, kraulte Prinz und nahm eins der

kleinen Kätzchen in die Hand. Man sah, daß er Mühe hatte, sich zu bücken.

»Vorsicht! Sie sind noch ganz jung, erst drei Wochen alt.«

»Weinst du? Du hast ja ganz nasse Augen.«

»Ja.«

»Und warum?«

»Weil – weil meine Kätzchen getötet werden sollen.«

»Getötet? Schrecklich!«

»Ja, weil das im Mietvertrag steht. Und überhaupt...«

»Kennt ihr denn niemand, der so ein kleines Kätzchen haben will?«

»Mutti hat ein paar Leute gefragt. Aber keiner wollte. Aber wir kennen auch noch nicht so viele Leute, weil wir hier noch neu sind.«

»Hm. Und was machst du nun mit den Kleinen hier im Wald? Du wirst sie doch hoffentlich nicht einfach aussetzen wollen? Das ist noch schlimmer. Denn dann müssen sie elend umkommen. Und wenn sie doch überleben sollten, dann verwildern sie. Dann fressen sie lauter kleine Vögelchen. Das willst du doch auch nicht, oder? Und nachher werden sie vom Förster erschossen.«

»Ich wollte sie ja gar nicht aussetzen. Daran habe ich gar nicht gedacht. Ich bin nur von zu Hause weggelaufen. Einfach so.«

»Einfach so. Hm. Und hast du keine Angst, so alleine da draußen?«

»Hm.«

»Wie alt bist du denn?«

»Acht. Aber ich werde schon bald neun.«

»Und wie heißt du?«

»Kerstin.«

»So, Kerstin, aha. Und ich heiße Fellingner. Du kannst ruhig Opa Fellingner zu mir sagen.«

»Ich glaube, ich muß jetzt wieder gehen.«

»Und die Katzen?«

»Ich weiß nicht...«

»Weine nicht, Kerstin. Ich mach' dir einen Vorschlag. Du kannst sie bei mir lassen.«

Kerstin sah den alten Mann erstaunt an. Allmählich erst begriff sie, und das Erstaunen mußte der Freude Platz machen. »Sie wollen... ich kann die Katzen bei Ihnen lassen?«

»Du kannst ruhig du zu mir sagen. Ja, wenn es dir so sehr weh tut, daß sie getötet werden sollen, dann muß ich doch helfen, nicht wahr?«

»Ja, geht das denn? Wohnen Sie denn nicht zur Miete... h, ich meine, wohnst du denn nicht zur Miete?«

»Nein, ich habe ein eignes Haus. Da drüben siehst du den vorderen Teil des Gartens. Ich wohne ganz allein hier draußen. Da ist es vielleicht ganz gut, wenn ich ein paar Tiere habe.«

»Das wäre ja – das wäre einfach toll!«

»Aber die Katzenmutter mußt du vielleicht dabei lassen. Die Kleinen kommen sicher noch nicht alleine zurecht.«

»Das ist sogar gut, denn meine Eltern wollen sie auch immer loswerden. Und wenn sie hier gut untergebracht ist...«

»Allerdings muß ich sagen, daß ich von Katzenpflege nicht viel verstehe. Du kannst ja dann immer mal kommen und deine Tiere besuchen, und dabei guckst du dann, ob ich es richtig mache. Einverstanden?«

»Klar! Und ich bringe immer Milch mit. Die kaufe ich von meinem Taschengeld.«

»Na, dann laß uns mal gehen. Ich zeige dir das Haus. Und dann mußt du bald wieder nach Hause, sonst macht sich deine Mutter noch Sorgen.«

Der Alte humpelte los und stützte sich dabei auf seinen kräftigen Stock. Kerstin nahm den Korb mit den Katzen und ging neben ihm.

Es dauerte aber nicht lange, bis sie um einige Büsche bogen und Kerstin das Haus sehen konnte.

Es war eigentlich kein Haus, fand sie, sondern eine Mühle. Sie stand direkt neben dem Bach, der sich durch ein liebliches Tal schlängelte, und der hier zu einem Teich, fast einem kleinen See, aufgestaut war. Aber das große Mühlrad stand still. Das Haus selbst war anscheinend vor kurzem zurechtgemacht worden. Die Fachwerkbalken waren schwarz und der Putz dazwischen weiß und sauber. Das Fundament bestand aus großen rosa Sandsteinblöcken, die sich auf dieser Seite mit dem Mühlrad höher hinaufzogen als bei den anderen drei Wänden. Ein sehr schönes Haus.

Aber der Garten! Als sie näher kamen, merkte Kerstin, daß hier unbedingt mal aufgeräumt werden mußte, und Unkraut ausgemacht. Klar, wenn der alte Mann, der sich nicht bücken konnte, alleine hier draußen wohnte, konnte es nicht anders aussehen.

Opa Fellingner mußte ihre Gedanken erraten haben. »Es sieht ziemlich wüst aus, nicht wahr? Ja, ich kann es nicht mehr machen. Bin zu alt dazu. Und einen Gärtner beauftragen, das ist zu teuer. Hab' erst vor zwei Jahren das Haus renovieren lassen. Das hat doch mehr gekostet, als ich dachte. Da sind meine ganzen Ersparnisse

draufgegangen. Aber es war auch nötig. Das Holz war zum Teil morsch und mußte ersetzt werden.«

Es schien Kerstin, als redete er mehr mit sich selbst als mit ihr.

»Aber«, fragte sie, »können Sie – äh – kannst du denn überhaupt alleine zurechtkommen, hier draußen, so weit weg von der Stadt?«

»Ja, Kind, das ist nicht ganz einfach. Viele haben mir auch schon geraten, ich sollte das Haus verkaufen und in ein Altersheim ziehen. Sie haben mir auch ziemlich viel Geld geboten. Aber ich kann mich nicht dazu entschließen. Weißt du, wenn man so lange in so einem schönen Haus gelebt hat, und soll dann auf einmal... nein, nein. Solange es geht, will ich hierbleiben.«

Sie kamen an das Haus heran.

»Geht die Mühle noch?«

»Ja, das Rad dreht sich noch, wenn ich das Wasser darauf leite. Aber das Mühlwerk innen ist nicht mehr ganz in Ordnung.«

»Das ist aber ein großes Haus!«

»Viel zu groß für mich alleine. Viele Zimmer benutze ich gar nicht. So, hier geht es in den Keller. Da suchen wir jetzt nach einem Platz für deine Katzen.«

»Der Keller? Es geht ja gar nicht in die Erde rein.«

»Nein, nur ein paar Stufen. Weißt du, es würde sich zu viel Wasser im Keller sammeln, wenn er so tief wäre, weil es hier durch den Bach sehr feucht ist.«

Herr Fellingner holte ein Schlüsselbund aus seiner Jackentasche. Er suchte nach dem passenden Schlüssel und öffnete die hölzerne Tür. Kerstin folgte ihm in den dunklen, kühlen Raum, der links voller Gerümpel stand, rechts waren Briketts aufgeschichtet.

»Hier können die Katzen wohnen«, sagte der Alte, während er in dem Gerümpel wühlte und auch tatsächlich ein kleines Schüsselchen hervorbrachte. Er zeigte es triumphierend und erklärte: »Für die Milch. Ich tue gleich welche rein.« Dann stellte er die Schüssel hin und zeigte auf einen Ausschnitt an der unteren Kante der Kellertür. »Da können sie immer rein und raus. Ich hatte nämlich schon mal eine Katze, weißt du. Aber das ist schon länger her. Zuletzt hatte ich nur einen Hund.«

»Einen Hund? Und wo ist der jetzt?«

»Sie haben ihn vergiftet.«

Kerstin riß erschreckt die Augen auf. »Vergiftet? Wer hat ihn vergiftet?«

»Ich weiß es nicht, Kind. Böse Menschen. Es ist erst gut eine Woche her. Da fand ich ihn morgens tot in seiner Hütte mit einem vergifteten Stück Fleisch. Ich hab' ihn da drüben begraben.«

Er war die Stufen wieder hinaufgestiegen und zeigte hinüber zum Waldrand. Kerstin stellte den Korb mit den Katzen ab und folgte ihm. »Hoffentlich vergiften die bösen Leute dann nicht auch meine Katzen.«

»Hoffentlich! Garantieren kann ich dir nicht dafür. Irgend jemand hat es darauf abgesehen, mir dauernd Schaden zuzufügen. Erst in der letzten Nacht hat er mir zwei Fensterscheiben eingeworfen.«

»Das ist aber gemein!«

»Ja, das ist sehr böse. Aber laß uns von was anderem reden. Du mußt jetzt nach Hause, Kerstin. Sonst ist deine Mutter böse, und du darfst nicht mehr hierherkommen.«

»Gut, ich verabschiede mich nur noch von meinen Katzen.«

Kerstin sprang schnell in den Keller, nahm Prinz auf den Arm, streichelte die Kleinen und kam wieder heraus.

»Kann ich heute nachmittag wiederkommen?«

»Ja, gerne! Weißt du, du könntest mir einen Gefallen tun.«

»Natürlich, gerne!«

»Du könntest mir vom Bäcker ein Zweipfünderbrot mitbringen. Machst du das? Weißt du, es ist für mich so mühsam, in die Stadt zu kommen.«

»Na klar! Brauchst du nicht sonst noch was?«

»Hm. Du könntest beim Metzger vorbeigehen und sagen, du wolltest die Sachen für Herrn Fellingner abholen. Ich rufe inzwischen bei ihm an und bestelle, was ich brauche. Hier ist Geld dafür, das dürfte reichen.«

»Gut, dann bis heute nachmittag, Opa Fellingner!«

Das Mädchen stürmte davon, und der alte Mann schaute ihr nach.

»Ach, Moment mal noch!« rief er hinter ihr her. Kerstin blieb stehen. »Wie heißen denn die Katzen?«

»Prinz heißt die Mutter.«

»Prinz?«

»Ja, Prinz. Und die Kleinen haben noch keinen Namen.«

»Darf ich ihnen einen geben?«

»Jaaa!« Kerstin winkte fröhlich und rannte davon.

Uwe drückte sich an der Ecke des Kinderspielplatzes herum, an der sich immer die vier Detektive trafen. Er hätte es als Erniedrigung empfunden, wenn er zu ihnen hingegangen wäre und sie noch einmal gebeten hätte, in ihre Bande aufgenommen zu werden. Das verbot ihm

sein Stolz. Aber wenn er schon zufällig hier stand, wenn sie kamen, konnte er vielleicht mal ins Gespräch einfließen lassen, daß er bald ein 500 mm-Objektiv haben würde. Vielleicht würden sie ihn dann ernst nehmen und später auch als Bandenmitglied anerkennen.

Er mußte gähnen. Gut, daß Sommerferien waren. Sonst wäre seine Müdigkeit sicher schon aufgefallen.

Nein, er würde nicht noch einmal mit dem Hondafahrer Geschäfte machen. Er war fest entschlossen.

Aber andererseits – wie sollte er dann das Geld für sein Teleobjektiv zusammenkriegen? Nur vom Taschengeld? Das würde Jahre dauern! Wenn nicht vielleicht Opa bald mal zu Besuch kam und ein bißchen mithalf. Vielleicht ließ sich auch mit dem nächsten Geburtstag was machen. Er mußte es haben, sonst würden die ihn nie in ihre Bande aufnehmen!

Uwe setzte sich auf den Begrenzungszaun des Kinder-spielplatzes, natürlich von außen, und schaute den Kleinen beim Schaukeln zu.

»Was machst du denn hier? Verschwinde!«

Detlev stand hinter ihm, einer von den Detektiven.

»Och, nichts Besonderes. Ich stehe hier nur so rum.«

»Dann gebe ich dir einen guten Rat: Steh lieber woanders rum!«

»Wieso?«

»Weil das unser Platz ist. Hier treffen sich immer die Detektive. Und da du nicht dazugehörst, hast du hier nichts zu suchen.«

»Und wenn ich dazugehören würde?«

In diesem Moment trat Jens zu den beiden. Er hatte den letzten Satz aufgeschnappt und donnerte gleich los: »Wozu willst du gehören? Zu den Detektiven etwa?«

»Naja, ich meine ja nur...«

»Verschwinde! Aber so, daß die Socken rauchen! So ein Neuankömmling in unsre Bande! Wäre ja noch schöner! Bei dir piept's wohl!«

Detlev ergänzte: »Da mußt du erst mal beweisen, daß du ein Detektiv bist! Informationen zusammentragen! Heiße Informationen, verstehst du! Aber keine Sachen, die wir schon wissen!«

»Und das wird dir einigermaßen schwer fallen, denn wir wissen schon so ziemlich alles.«

Uwe wollte sich nicht so abschieben lassen. Nein, das ging ihm an die Ehre. »Alles? Ha, daß ich nicht lache!«

Jens lächelte von oben herab. »Soll ich dir mal sagen, was ich von dir weiß? Und dabei wohnst du erst zwei Wochen hier. Du heißt Uwe Nagel und wohnst im Gotenweg 18, zweiter Stock. Dein Vater arbeitet bei Leimroth und Co. als technischer Zeichner. Du hast eine Schwester, die ist acht und heißt Kerstin. In der Schule bist du mittelmäßig bis gut. Dein Hobby ist Photographieren, und ich glaube, lesen tust du auch viel.«

Uwe war ehrlich verblüfft. »Mensch, wie hast du denn das alles rausgekriegt?«

»Pah! Kleinigkeiten!«

»Und so viel wißt ihr von allen Leuten hier?«

»Allerdings!« antwortete Detlev. »Und von den meisten wissen wir noch viel mehr. Du wirst sehen, bald werden wir dir sagen können, was deine Canon-Kamera gekostet hat, oder wieviele Unterhosen in deinem Wäscheschrank liegen.«

»Und wozu das alles?« wollte Uwe wissen. Er war sicher, die anderen mit der Frage in Verlegenheit zu bringen, denn das mit den Unterhosen schien ihm nun

wirklich übertrieben. Aber verlegen waren die zwei gar nicht.

Jens hielt es für unter seiner Würde, zu antworten. Aber Detlev ließ sich herab zu knurren: »Dumme Frage! Weil wir eben Detektive sind. Andere sammeln Briefmarken oder Fußballbilder oder irgend so 'nen Quatsch, wir sammeln eben Informationen.«

Jetzt kam der kleine rundliche Thorsten über die Straße, der sein Detektivspiel immer so ernst nahm, daß er ständig sein Fernglas mit sich herumtrug. »Was will denn der Neue da?« rief er schon von weitem.

Jens sagte: »Der Neue mußte nur erst mal ein bißchen staunen über unsere detektivischen Fähigkeiten. Aber jetzt geht er. Da ich ihn schon einmal dazu aufgefordert habe, denke ich, ein zweites Mal wird nicht nötig sein.«

Uwe zog die Mundwinkel herunter: »Gebt nicht so an! Ich gehe schon. Aber nicht, weil ihr mich nicht haben wollt, sondern weil ihr mir zu albern seid mit eurer blöden Detektiverei.«

Er sah den Zorn in den Augen von Jens und Detlev aufsteigen, aber ehe dieser explodieren konnte, schob er schnell noch nach: »Ihr wollt wirklich alles wissen?«

»Allerdings, du Niete!« grollte Jens drohend.

»Dann sagt mir doch mal, wie der Jugendliche heißt, der in den letzten Tagen immer mit so 'ner dicken Honda hier rumfährt.«

Er hatte durchaus für möglich gehalten, daß sie das wüßten. Um so zufriedener war er, als er merkte, daß er einen Volltreffer gelandet hatte. Die drei Detektive sahen sich etwas verlegen an. In seiner Ehre getroffen, keifte der kleine Thorsten: »Wir wissen zwar nicht, wie er heißt, aber wir kennen die Nummer von seiner

Maschine. Moment, ich hab's in meinem Notizblock.«

Uwe winkte gnädig mit der Hand. »Laß es gut sein. Ich brauch' die Nummer nicht, die hab' ich selber. Ich dachte eben nur, ihr wüßtet alles.«

Dann wandte er sich erhobenen Hauptes ab und ging die Straße hinunter.

Kerstin rannte das letzte Stück zu der alten Mühle. Sie freute sich, ihre Katzen wiederzusehen. Nur die schwere Tasche mit den Sachen, die sie Opa Fellingner mitgebracht hatte, hinderte sie, noch schneller zu laufen.

Vor dem Haus stand ein Auto. So ein ganz flacher Sportwagen. Kerstin wunderte sich. Als sie näher kam, hörte sie Stimmen aus dem Hauseingang.

»Aber bedenken Sie doch, Herr Fellingner! So ein großartiges Angebot bekommen Sie nie wieder!« hörte Kerstin eine schnarrende Stimme sagen.

Opa Fellingner antwortete: »Ich brauche kein Angebot, weder ein gutes noch ein schlechtes. Denn ich will mein Haus behalten. Das habe ich schon mehrmals gesagt. Ich wüßte nicht, was dem noch hinzuzufügen wäre.«

Der andere versuchte, seiner Stimme einen freundlicheren Ton zu geben. »Natürlich respektieren wir Ihre Entscheidung vollkommen, Herr Fellingner. Glauben Sie, wir haben nur Ihr Bestes im Auge! Was machen Sie denn so allein hier draußen, wenn Sie zum Beispiel mal krank werden?«

»Sie sind ja ausgesprochen fürsorglich!« Kerstin konnte bis hinter die Hausecke an Opa Fellingners Tonfall hören, daß er das nie und nimmer glaubte.

»Natürlich haben wir auch ein Interesse daran, daß Sie

uns alles verkaufen. Es wäre Unsinn, das verschweigen zu wollen. Und auch unnötig, denn es ist ja keine Schande, wenn wir so ein altes Haus zu einem hohen Preis kaufen wollen. Aber wir denken auch an Sie, Herr Fellingner!«

»Was nützt mir denn der hohe Preis, wenn ich dann mit viel Geld auf dem Konto irgendwo in einem Altersheim sitze und mich nicht wohlfühle? Die Freude, die ich an meinem schönen Land habe, kann ich mir dann von dem vielen Geld auch nicht zurückkaufen.«

»Nun gut«, schnarrte der andere wieder. Er konnte seinen Ärger nur mühsam verbergen. »Aber wenn Sie sich alleine nicht mehr helfen können und dann doch noch verkaufen wollen, kann es zu spät sein! Wir können unser Kapital ja nicht einfach liegen lassen und warten bis Sie... ich meine, wir können nicht auf Ihre Entscheidung warten.«

»Niemand erwartet das von Ihnen, meine Herren!«

»Nun gut«, sagte der andere ein zweites Mal. »Ich lasse Ihnen meine Karte da. Wenn Sie es sich in nächster Zeit doch noch anders überlegen sollten, brauchen Sie uns nur anzurufen. Wir kommen dann, sobald es geht.«

»Auf Wiedersehen, meine Herren!«

»Auf Wiedersehen.«

Kerstin hörte die Haustür zuschlagen.

Sie trat um die Ecke. Zwei Männer stiegen gerade in das Auto. Da es ein offener Sportwagen war, konnte sie hören, wie der mit der schnarrenden Stimme leise zu dem anderen etwas sagte. Es klang so ähnlich wie: »Der wird mich noch kennenlernen!« Es konnte aber auch etwas anders gelautet haben. Sie war sich da nicht sicher.

Dann wurde der Motor gestartet, der Wagen wendete und brauste an Kerstin vorbei so schnell davon, daß die kleinen Steinchen von dem Schotterweg nach hinten wegspritzten.

Kerstin zog an der altertümlichen Klingelschnur neben der Haustür und löste damit ein wildes Schep-
pern auf der Innenseite aus. Der alte Mann mit der
Adlernase und den freundlichen Augen öffnete.

»Ach, du bist da, Kerstin!«

»Wer war denn das, Opa Fellingner?«

»Das waren Leute, die unbedingt mein Haus kaufen
wollen.«

»Aber du gibst es ihnen nicht!«

»Nein. Diesen aufdringlichen Leuten schon gar
nicht!«

»Wollen die auch gerne so schön im Wald wohnen?«

»Nein, Kind, wohnen wollen sie hier wohl nicht. Sie
wollen ein Restaurant daraus machen.«

»Ein Restaurant? Wo man essen kann?«

»Ja, etwas ganz Vornehmes soll das werden. Sie haben
sogar schon Pläne gemacht, sagen sie. Dabei habe ich
ganz klar gesagt, daß ich es behalten will.«

»Dann könnten auch sicher meine Katzen nicht hier
bleiben?«

»Natürlich nicht. Aber komm, wir reden nicht mehr
davon. Sind das die Sachen vom Metzger?«

»Ja.« Kerstin kramte in den Taschen ihrer Jeanshose.

»Hier sind noch fünf Mark fünfunddreißig. Der Rest
vom Geld.«

»Vielen Dank! Du hast mir sehr geholfen. Komm, jetzt
wollen wir mal nach den Katzen sehen, und dann kannst
du mit mir in den Garten gehen. Die Pflaumen sind reif,

und du kannst so viele essen, wie du willst. Kannst auch noch welche mit nach Hause nehmen.«

»O ja, Pflaumen esse ich gerne.«

Herr Fellingner riegelte die Kellertür auf und stieg hinunter, Kerstin folgte ihm. Die kleinen Kätzchen fühlten sich anscheinend wohl. Sie tollten herum, purzelten übereinander und tranken zwischendurch immer mal von dem Schälchen Milch, das daneben stand. Die Katzenmutter schaute zufrieden zu, schlich langsam um die ganze Szene herum und legte sich wieder gemütlich daneben.

»Hast du ihnen einen Namen gegeben?«

»Ja. Weißt du, es war mir zu mühsam, für jedes einen richtigen Namen zu erfinden. Außerdem kann ich mir vier neue Namen schlecht merken, dafür bin ich schon zu alt. Da habe ich mir gedacht, wenn du einverstanden bist, nenne ich sie einfach Alpha, Beta, Gamma und Delta.«

»Wie? Alpha...?«

»Das sind die ersten Buchstaben im griechischen Alphabet. Das Schwarze hier ist Alpha. Das mit den weißen Pfötchen ist Beta, dieses hier ist Gamma, ich erkenne es immer an dem kleinen Fleck hier oben, und das glatte graue ist Delta.«

»Gut, da bin ich einverstanden. Alpha bist du, mein Kleines. Beta dieses hier, und das ist...«

»Gamma.«

»Gamma. Und das Graue heißt Delta.«

»Ich glaube, die fühlen sich schon heimisch hier. Die Mutter hat vorhin einen Erkundungsgang durch die Gegend gemacht und ist offensichtlich zufrieden wieder hier in den Keller zurückgekehrt.«

»Prima. Ich soll dir auch einen schönen Gruß von meiner Mutter bestellen. Sie bedankt sich, daß du die Katzen aufnimmst. Sie wollte dich mal anrufen, aber sie hat die Telefonnummer nicht gefunden. Es gab mehrere Fellingingers.«

»Ich bin August Fellinginger, kannst du ihr sagen. Ich kann dir auch nachher meine Nummer auf einen Zettel schreiben. Und wenn deine Eltern am Sonntag mal einen Spaziergang machen wollen – sie sind mir hier draußen immer willkommen.«

»O ja, ich sag's zu Hause. Gehen wir jetzt zu den Pflaumen?«

»Bist wohl hungrig, wie? Na, dann komm mal mit!«

Der alte Mann stieg hinauf und ging zu dem wackligen Türchen in dem altersschwachen Lattenzaun, der den verwilderten Garten umgab. Das Mädchen sprang neben ihm her und nahm ihn ohne nachzudenken an der Hand, so als würde es den Opa schon seit Jahren kennen.

»Na, Junge, du spielst wohl Puzzel?«

Uwe schaute auf und sah einen wohlgenährten Mann in mittleren Jahren vor sich stehen.

»Ja«, antwortete er nur und wandte sich wieder dem Haufen Papierschnitzel zu, die er neben sich auf dem Mäuerchen liegen hatte.

»Was ist denn das, was du da liegen hast?«

»Wüßte nicht, was Sie das angeht!«

»Schon gut, bin ja nicht neugierig.«

Das sagte der Mann zwar, aber sein Verhalten war nicht entsprechend. Er machte jedenfalls keine Anstalten zu gehen. Und nun bohrte er sogar noch weiter.

»Schätze dich so auf zwölf oder dreizehn.«

»Zwölf.«

Uwe suchte weiter, fand aber nicht das passende Stück. Die Anwesenheit des Fremden machte ihn auch ein bißchen nervös.

»Das Schnitzelchen gehört oben hin. Man sieht noch einen kleinen Rest vom Briefkopf.«

»Stimmt.«

»Mann o Mann, hat das aber einer kleingerissen! Ist ja 'ne furchtbare Mühe, den Brief wieder zusammenzusetzen!«

Uwe sah auf. »Eigentlich wollte ich ja nicht, daß mir einer dabei zuguckt.«

»Ich gucke ja nicht. Ich helfe nur.«

»Na, zum Helfen müssen Sie doch auch gucken!«

»Schon, aber ich lese nicht, was auf den Schnipseln steht. Der hier, guck mal, der muß an die rechte Kante. Hier ist kein Riß, und da steht das H so aufrecht.«

Uwe mußte ihm recht geben, aber er antwortete nicht.

»Ich würde dir vorschlagen: Geh von dem Knick aus. Der Briefbogen war einmal so und einmal so gefaltet. Der Knick, der hier quer durchläuft, muß in eine Richtung gehen.«

Uwe wühlte in dem kleinen Papierberg und suchte nach Schnipseln mit Knicken. Der Mann ging jetzt in die Hocke, um genauer hinsehen zu können.

»Sehr ge...« – das ist die Anrede. Kommt oben hin.«

»Jetzt lesen Sie's ja doch!«

»Ist das dein Brief?«

»Nein.«

»Du hast ihn nicht geschrieben, und du bist auch nicht der Empfänger?«

»Nein, sage ich doch.«

Während der Mann ein Papierstück überlegend ein paarmal hin und her drehte, sagte er so ganz nebenbei: »Und wie kommst du dran?«

»Gefunden.«

»Gefunden? Und dann machst du dir so viel Mühe mit dem Zusammenlegen?«

»Ich hab' schon mal gesagt: Das geht Sie gar nichts an!« Uwe merkte zwar, daß er hier zu einem erwachsenen Mann unhöflicher war, als seine Eltern für richtig halten würden. Aber das war ihm jetzt egal, denn er ärgerte sich.

Ungerührt redete der Mann weiter: »Außerdem ist es nicht gerade die feine englische Art, anderer Leute Briefe aus dem Mülleimer zu angeln und zu lesen.«

Uwe sah erschreckt auf. »Woher wissen Sie – ich meine, wie kommen Sie denn darauf, daß ich die Papierschnitzel aus einem Mülleimer geholt hätte?«

»Ganz einfach: Ich hab' dich dabei beobachtet.«

»Hä? Ach so, deshalb spionieren Sie hinter mir her!«

»Es klingt ein bißchen komisch, wenn einer, der fremde Briefe aus fremden Mülltonnen klaut, einem anderen vorwirft, er würde spionieren.«

Uwe packte sein Papier und sagte entschlossen: »Ich gehe jetzt.«

»Bist du verrückt? Jetzt haben wir so mühsam diese Ecke fertig gelegt, und du fegst alles einfach wieder auf einen Haufen!«

»Sagen Sie bloß, Sie wollen auch diesen Brief lesen! Und dann mir Vorwürfe machen!«

»Komm, leg die wieder hin! Und vorsichtig! Hier liegen mehrere aufeinander. Sie sind zusammen geris-

sen worden. Das heißt also, sie müssen in allen vier Vierteln liegen, und zwar im gleichen Verhältnis zum Mittelpunkt.«

»Hä? Verstehe ich nicht.«

»Hast wohl keine Zwei in Physik, wie?«

»Was hat denn das mit Physik zu tun? Außerdem bin ich gut in Physik. Besonders Optik.«

»Am besten, du suchst mal alle Randstücke raus.«

Irgendwie fand Uwe den Mann interessant. Es imponierte ihm, wie sicher der die Sache anpackte. Und auch, daß er sich von ihm nicht provozieren ließ, sondern immer freundlich blieb. Uwe begann, die Stücke mit einer geraden Kante herauszusuchen.

»Ich suche alle Stücke mit Knick. Du wirst sehen, in wenigen Minuten haben wir ein Gerippe und müssen nur noch den Rest ausfüllen.«

Uwe sah den Fremden an. »Scheint, als wenn Sie sich in sowas auskennen.«

»Naja, bin so 'ne Art Fachmann für Zerbrochenes und Zerrissenes.«

»Eine Frage mal«, sagte der Mann beiläufig, während er ein Papierschnitzel mal rechts herum und mal links herum drehte. »Wenn du schon neugierig bist, warum nimmst du dann nicht die Briefe raus, die nur zerknüllt sind? Da kannst du dir eine Menge Arbeit sparen.«

»Ja eben! Es macht mir Spaß, das so zusammenzupuzzeln. Wenn ich die Briefe nur glattstreichen müßte, hätte die Sache gar keinen Reiz.«

»Mußt mir nichts vormachen, Junge!«

»Mache ich gar nicht!«

»Warum zerreißt du dann nicht eine Zeitung und legst sie wieder zusammen? Dann brauchst du nicht in frem-

den Mülltonnen zu suchen. Nein, nein, du wolltest wissen, was da drin steht!«

»Was Sie alles behaupten...!«

»Du kannst ruhig alles sagen. Ich verspreche dir, daß ich niemand etwas verrate.«

»Auch nicht dem Typ da drüben, dem die Mülltonne gehört?«

Unerklärlicherweise schmunzelte der Mann, als er antwortete: »Dem schon gar nicht! Kennst du ihn?«

»Nein, nein, ist reiner Zufall, daß ich gerade an die Mülltonne kam. Eine Frau hat einen Papierkorb ausgeleert. Und da hatte ich auf einmal die Idee.«

»Was für eine Idee?«

»Na, was Interessantes zu erfahren. Wissen Sie, meine Kumpels... das heißt, es sind eigentlich nicht richtig meine Kumpels. Aber ich wollte gerne in ihre Bande. Sie spielen immer Detektive und Geheimdienst und so. Das heißt, es ist schon mehr als Spielen. Sie tragen echte Informationen zusammen. Von allen Leuten aus der Stadt. Zum Beispiel beobachten sie die Leute und schreiben alles auf. Und Jens fotografiert manchmal. Der hat ein 200 mm Teleobjektiv. Da kann er von seinem Fenster aus die Liebespaare im Park knipsen. So nah, daß man klar erkennt, wer es ist. Und Detlev hat schon oft heimlich Kassettenaufnahmen gemacht, wo die Leute nichts merken. Das macht unheimlich Spaß.«

»Aha. Und du wirst erst anerkannt, wenn du auch ein paar echte Informationen bringst.«

»Eben. Aber ich weiß nichts, was die nicht schon selbst wissen. Ich möchte gerne ein 500 mm Tele für meinen Apparat haben. Dann wäre ich Jens haushoch überlegen. Aber die Dinger sind so teuer. Ich bin auch

noch ganz neu hier. Also kann ich auch keine Gerüchte sammeln wie Harald. Seine Tante hat ein Geschäft und redet immer mit den Leuten und weiß immer alles, was passiert.«

»Und da wolltest du dir die Informationen sozusagen auf dem schmutzigen Weg besorgen?« Die Frage klang strenger als der Mann dabei aussah.

»Wieso schmutzig?«

»Im doppelten Sinn ist es schmutzig, in anderer Leute Abfall zu wühlen.«

»Ich hab' nicht gewühlt, sondern gezielt gesucht.«

»Nach Briefen, ich weiß.«

»Nein, nicht nur. Das war ja eben die besondere Idee, die mir kam, als ich sah, wie die Frau den Papierkorb ausleerte. Ich hab' gezielt nach zerrissenen Briefen gesucht.«

Der Ausdruck freundlicher Strenge auf dem Gesicht des Fremden wandelte sich in Unverständnis. Uwe merkte es und erklärte: »Na, wenn einer seine Papiere normalerweise nur zerknüllt, dann aber einzelne wenige Briefe in tausend kleine Stücke reißt, dann kann das doch nur eins heißen: Daß gerade diese niemand lesen soll.«

»Sehr schlau! Ich muß sagen, allein schon dieser Idee wegen wärst du es wert, in den Club der Detektive aufgenommen zu werden!«

»Meinen Sie wirklich?«

»Ehrlich! Aber noch toller wäre es, wenn du wirklich etwas Interessantes rausfinden könntest.«

Beide wandten sich wieder ihrem Geduldsspiel zu. Bald hatten sie den Rahmen fast fertig, so daß sie sich mit den Flächen befassen konnten.

Der Mann fragte: »Wenn wir jetzt das Geschriebene legen, werde ich wohl doch den Text lesen müssen. Einverstanden?«

»Von mir aus!«

Uwe staunte, wie flink das bei dem anderen ging. Es sah fast so aus, als wüßte er schon, wie das ganze am Ende aussehen mußte.

»Es kommt ein leichter Wind auf. Wenn der alles wegweht, können wir hier nicht weitermachen.«

»Oh, gucken Sie mal hier: da kann man schon was lesen: ›... mir das Gewissen sagt. Meine Frau...‹ – da geht's nicht weiter.«

Der Mann legte weiter unten ein Stück hin und las nun auch einen Satzteil vor: »›... wüßte, wieviel Schuld ich auf mich geladen habe, würde er...‹«

»Oh Mann!« Uwe hatte vor Begeisterung rote Backen. »Da ist von Schuld die Rede! Am Ende sind wir tatsächlich einem Verbrechen auf der Spur! Das wäre ja unheimlich toll! Wenn ich mit sowas in der Bande ankäme, würden die mich sofort aufnehmen!«

»Meinst du?«

»Klar! Auch ohne Teleobjektiv und Richtmikrofon! Mensch, ein echtes Verbrechen! Sowas haben die noch nie rausgekriegt!«

Der Fremde schien sich von der Begeisterung nicht anstecken zu lassen, sondern suchte schweigend weiter. Und dann war auch Uwes Freude schnell wieder verflogen: »Ach nee, es scheint doch nichts mit einem richtigen Verbrechen zu tun zu haben. Eher was Religiöses. Gucken Sie mal hier: ›Jesus‹ steht auf diesem Papierehen. Ich weiß nur noch nicht, wo es hingehört.«

»Und hier steht: ›... daß mir vergeben wird...‹«

»Was heißt denn das hier?«

»Pastor.«

»Pastor? Mann, das ist wohl an einen Pfarrer gerichtet? Am Ende ist das ein Pfarrer, der da wohnt!«

Der Mann sah ihn schmunzelnd an. »Na und? Wäre doch nicht weiter schlimm, oder?«

»Nee, schlimm nicht. Aber wenn das so was Religiöses ist...«

»Dann?«

»Dann ist es sicher nichts Spannendes.«

»Ach, so meinst du das. Na, jetzt lies mal im Zusammenhang.«

Uwe versuchte es. Die Handschrift war nicht ganz einfach zu entziffern. Auch fehlten noch einige Stellen. Aber der Sinn ließ sich ganz gut erkennen. Und je mehr Uwe den erkannte, desto mehr wunderte er sich. »Na, sowas!«

»Was gib't denn da zu staunen?«

»Na, daß einer so freiwillig schreibt, was er Schlechtes gemacht hat.«

»So erstaunlich ist das nun auch wieder nicht. Er erklärt ja hier, warum er das tut. Weil er sich schuldig fühlt vor Gott.«

»Vor Gott?«

»Ja, das steht doch hier.«

»Na, aber das schreibt man doch nicht anderen Leuten!«

»O doch! Das kann manchmal sehr befreien, sehr entlasten, wenn man das einem anderen sagt oder schreibt. Kannst du das nicht verstehen?«

»Nee! Wenn ich was getan habe, was keiner wissen darf, behalte ich's auch für mich.«

»Wenn du aber weißt, daß es sowieso bekannt ist?«

»Ah, ich weiß, worauf Sie hinaus wollen: Gott sieht alles.«

Der Mann hob sich aus der Hocke, weil seine Beine einzuschlafen drohten, und setzte sich neben den Jungen, so daß der Brief zwischen ihnen lag. »Richtig«, sagte er dabei. »Sieh mal, wenn deine Freunde von jedem Bürger unsrer Stadt ein geheimdienstliches Dossier anfertigen...«

»Was ist denn das, ein Dossier?«

»Eine Akte, wo alles über einen Menschen drinsteht. Nehmen wir mal an, es gäbe irgendwo eine Akte, da wärst du genau beschrieben. Da wären Fotos, die hätte einer von deinen geheimsten Augenblicken gemacht. Vielleicht sogar mit Infrarot im Dunkeln. Und dann wären da Tonbänder mit den gehässigsten und auch den dümmsten Sätzen, die du jemals gesagt hast. Und alle deine Gedanken wären da beschrieben: Neid und Eifersucht, Habgier, Hinterlist gegen Eltern und Geschwister, gegen Klassenkameraden und Lehrer. Und ganz am Schluß wäre ein Foto abgeheftet, das dich in Großaufnahme zeigt, wie du grade in einer Mülltonne wühlst...«

»Hören Sie auf, das wäre ja schrecklich!«

»Allerdings. Und nun stell dir vor: Gott weiß alles über dich. Natürlich behält er nicht nur das Schlechte, sondern auch das Gute. Aber wenn du mal überlegst, wirst du zugeben, daß das Gute das Schlechte nicht aufheben kann.«

Uwe sah etwas betreten aus. Dann hob er aber plötzlich den Kopf. »Was wollen Sie eigentlich? Wollen Sie mir ins Gewissen reden?«

»Wir sprachen davon, warum dieser Mann hier den Brief geschrieben hat. Ich wollte es dir gerade erklären. Er hat erkannt, daß Gott ihn durchschaut. Vor anderen Menschen kann er zwar so tun, als ob alles in Ordnung wäre, aber Gott weiß alles über ihn. Das hat ihn beunruhigt. Er wollte gern, daß Gott ihm vergibt. Daß Gott sozusagen die verräterischen Tonbänder löscht, die Protokolle seiner Schuld ungültig macht.«

»Geht das denn?«

Der Mann nickte. »Ja, das geht. Gott hat versprochen, daß er alle Schuld vergeben will.«

»Einfach so?«

»Nein, nicht einfach so. Es hat Gott etwas gekostet. Er hat seinen Sohn geschickt. Der kam als Mensch auf die Erde...«

»Jesus.«

»Richtig, Jesus. Er ist am Kreuz gestorben, obwohl er unschuldig war.«

»Ich kenne die Geschichte. Er hat nur Gutes getan, und trotzdem haben sie ihn umgebracht. Das war gemein.«

»Jesus ist aber nicht ein Opfer der Gemeinheit dieser Leute geworden, sondern er ist freiwillig in den Tod gegangen.«

»Freiwillig?« Uwe hatte das zwar auch schon gehört, aber er hatte es nie richtig verstanden.

»Um uns zu helfen«, erklärte der Mann. Er sah den Jungen dabei freundlich an und schien sich selbst zu freuen über das, was er sagte, so daß Uwe das Gefühl hatte: Es muß stimmen, was er erzählt.

»Weißt du«, fuhr der Fremde fort, »der Vater im Himmel hat alle Sünde der Menschen auf Jesus geladen.

So mußte er sterben. Aber nicht wegen eigener Sünde, sondern wegen der Sünden der Menschen. Aller Menschen! Auch wegen deiner und meiner Sünde.«

Uwe schwieg. Er starrte auf den zusammengelegten Brief, aber er las nicht. In seinen Gedanken klorrte eine Fensterscheibe, und ein alter Mann quälte sich erschreckt aus dem Bett.

Der Mann fuhr fort: »Und wenn jetzt einer Gott um Vergebung bittet und sich auf Jesus beruft, dann nimmt er alle Schuld fort!«

»Er zerreißt das Dossier – oder wie das heißt.«

»Richtig. Und zwar in so kleine Fetzen, daß es niemand mehr zusammenpuzzeln kann.«

»Hm«, machte Uwe nur. Nach einer Pause sagte er: »Das wußte dieser Mann wohl. Deshalb hat er dem Pastor geschrieben. Und der – ja, was wird der geantwortet haben?«

»Er hat ihm geschrieben: Sie dürfen es glauben, daß Gott alle Ihre Sünde vergeben hat. In der Bibel steht, daß er alle Schuld auslöscht, wenn wir sie ihm ehrlich bekennen.«

»Hm.«

Plötzlich hob Uwe den Kopf. »Sagen Sie mal, woher wissen Sie denn, was er ihm geschrieben hat?«

Der andere lächelte. »Hast du kleiner Detektiv das noch nicht rausgekriegt?«

»Sagen Sie bloß – Sie sind der Pastor!«

»Ja, ich bin der Typ, dem die Mülltonne gehört.«

»Ich Idiot!«

»Na, wir wollen's nicht übertreiben!«

»Werden Sie jetzt... Ich meine, ich wäre dankbar, wenn meine Eltern nichts davon erfahren würden.«

»Mach dir deshalb keine Sorgen!« Er lächelte dabei so freundlich, daß Uwe sich nur wunderte.

»Aber warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Ich meine, wenn Sie mich von Ihrem Fenster aus beobachtet haben – statt mir hier in den Park nachzukommen und mir puzzeln zu helfen, hätten Sie doch mit dem Knüppel...« Er stockte.

Ein Pfarrer mit einem Knüppel, das erschien ihm doch etwas unpassend. »Naja, wenigstens hätten Sie schimpfen können und mich verjagen!«

»Dafür gibt es mehrere Gründe. Erstens hättest du es dann anderswo wieder gemacht.«

»Aber haben Sie nicht die Wut gekriegt?«

»Weißt du, deine Suche in unserem Abfall lag vielleicht so auf der Grenze zwischen einem Dumme-Jungen-Streich und einer strafbaren Handlung. Ich hab' mich entschlossen, sie unter Dumme-Jungen-Streich einzuordnen. Ich hoffe, daß es dir so recht ist.«

»Hm.«

»Und außerdem: Wenn ich dich gleich weggejagt hätte, hätte ich dir nicht sagen können, was ich dir vorhin gesagt habe. Du hättest vielleicht nie erfahren, daß Gott dich liebt und dir zurechthelfen will.«

»Hm.«

»So, den Brief darf ich sicher wieder mitnehmen. Er nützt dir doch nichts bei deiner Geheimbande. Übrigens: Wenn sie dich nicht aufnehmen wollen, ich wüßte etwas anderes. In unserem Gemeindezentrum trifft sich jeden Donnerstag der Jugendkreis. Schau doch mal rein! Du brauchst keine Aufnahmeprüfung abzulegen und keine Geheiminformationen mitzubringen.«

»Donnerstags, hm. Um wieviel Uhr?«

»Um sechs die Jüngeren, dazu gehörst du, und um acht die Älteren. So, jetzt muß ich aber gehen.«

Er stand auf und raffte die Papierschnitzel zusammen.

»Ach, Herr Pastor, eine Frage noch, äh...«

»Ja?«

»Zerreißen Sie alle Briefe, wenn einer sowas schreibt?« fragte Uwe.

»Natürlich!« antwortete der Pastor. Er lächelte: »In Zukunft werde ich sie vielleicht verbrennen müssen. Falls noch mal jemand meine Mülltonne durchsucht.« Dann war er wieder ernst: »Und was mir einer mündlich sagt, bleibt ebenso ein Geheimnis zwischen uns beiden und Gott.«

Uwe schaute etwas verlegen unter sich. »Mal angenommen, ich würde mit Ihnen besprechen – also, ich meine, ich würde sagen, was bei mir nicht in Ordnung ist...«

»Das bliebe dann genauso ein Geheimnis. Wir würden es nur gemeinsam im Gebet Gott sagen. Kein Mensch würde es erfahren. Vielleicht würden wir es sogar vergessen. Sogar Gott würde nicht mehr daran denken, wenn es vergeben ist.«

»Das fände ich toll.«

»So, jetzt muß ich aber wirklich gehen. Und denk daran: Donnerstag um sechs.«

»Okay, Herr Pfarrer.«

»Und du bist sicher, daß er mich auch bezahlt?« fragte Uwe skeptisch.

»Aber ja doch!« Kerstin wurde fast ärgerlich. »Er hat's mir extra gesagt. Wenn du fleißig bist, kriegst du fünf Mark.«

Sie schritt kräftig aus, und Uwe mußte sich anstrengen mitzukommen. Sonst war es immer umgekehrt. Uwe fühlte sich, offen gestanden, von den fünf Mark nicht so angezogen wie von den dreißig neulich. Aber was sollte er sonst machen? Einen anderen Weg, zu Geld zu kommen, sah er nicht.

»Den ganzen Nachmittag?« begann er erneut.

»Sei nicht so faul! Etwas mußt du schließlich für das Geld tun. Nimm dir mal ein Beispiel an mir! Ich helfe ja, ohne dafür bezahlt zu werden!«

»Dafür versorgt er ja auch deine Katzen. Außerdem bist du noch klein und kannst gar nicht richtig Unkraut jäten. Aber ich hab' das schon oft gemacht, wenn ich in den Ferien bei Onkel Erich war. Du machst wahrscheinlich noch eher was kaputt. Du ziehst die richtigen Pflanzen raus und läßt das Unkraut stehen. Eigentlich müßtest du ihm noch was geben dafür, daß er dich in seinen Garten läßt.«

»Du bist gemein!« Kerstin schluckte zweimal. Aber als ihr Bruder ihr lachend auf die Schulter schlug, war der Ärger schnell wieder verschwunden.

»Wo führst du mich denn eigentlich hin? Gibt's denn hier überhaupt noch Häuser?«

»Da vorne kommt es gleich. Nur noch um die Ecke bei den Büschen.«

Nach der nächsten Biegung führte der Weg aus dem Wald heraus, und der Blick öffnete sich auf ein liebliches Tal mit einem Teich und einer Mühle.

Uwe blieb wie vom Blitz getroffen stehen.

Das war ja das Haus, in dem er die Fenster eingeworfen hatte! Es gab gar keinen Zweifel! Er war nur nicht eher drauf gekommen, weil er sich mit dem Motorrad-

fahrer in der Nacht von einer anderen Seite genähert hatte.

»Da gehe ich nicht hin!«

»Was?«

»Zu dem Haus da gehe ich nicht!«

»Warum denn auf einmal nicht? Vorhin warst du noch ganz scharf drauf, dir was zu verdienen.«

Hm, warum eigentlich nicht, dachte Uwe. Der Mann kannte ihn ja nicht. Und außerdem fiel ihm keine einleuchtende Erklärung ein, mit der er seinen plötzlichen Entschluß begründen konnte.

»Hm, na gut«, sagte er darum, »gehen wir!«

Schnell hatten sie die etwa hundert Meter zurückgelegt, bis sie an den Bach kamen und an den verwilderten Garten. Mit einem etwas beklemmenden Gefühl ließ Uwe sich von seiner Schwester um das Haus herum zur Eingangstür führen. Er hielt sich schüchtern drei Schritte zurück, als Kerstin sich mit einem energischen Zug an der Klingel, die eigentlich eher Schepper heißen mußte, bemerkbar machte.

Der alte Mann erschien in der Tür. »Schön, daß du da bist, Kerstin!«

Seine Stimme klang freundlich, fand Uwe. Das fiel ihm besonders auf, weil er befürchtet hatte, ein zorniger Greis würde ihn nun mit giftiger Stimme und mit strengen Worten an die Arbeit schicken.

»Und das ist dein Bruder Uwe! Nett, daß du mitgekommen bist, Uwe, und daß du ein bißchen helfen willst. Weißt du, so ein alter Mann wie ich braucht immer mal ein bißchen Hilfe.«

Dabei strahlte er Uwe so freundlich an, daß der ganz verwirrt war. So viel Güte, wie aus diesen grauen Augen

leuchtete, kam ihm ganz unpassend vor bei jemand, den er noch vor kurzem so geärgert hatte.

»Wißt ihr«, plauderte der Alte weiter, während er in den Keller stieg, um die Gartengeräte zu holen, »daß es noch so hilfsbereite Kinder gibt, freut mich sehr. Wo doch heute so viele böse Menschen herumlaufen.«

Kerstin erklärte ihrem Bruder, was Opa Fellingner damit meinte: »Sie haben ihn ganz gemein geärgert. Zum Beispiel haben sie seinen Hund vergiftet und den Zaun eingerissen, und einmal haben sie das Wasser aus dem Teich gelassen.«

»Ja«, ergänzte der Opa, während er die Kellertreppe wieder heraufkam, »und neulich erst haben sie mir nachts zwei Fensterscheiben eingeworfen.« Er drückte jedem eine Hacke in die Hand. »Aber jetzt wollen wir nicht mehr davon reden. Es macht nur traurig. Ich freue mich, daß ihr da seid und mir helfen wollt.«

Uwe wäre am liebsten im Boden versunken, so schämte er sich. Da hatte er diesem hilflosen alten Mann, der ihm gar nichts getan hatte, böswillig Schaden zugefügt! Und nun war der so freundlich! Und hielt ihn auch noch für einen liebevollen Helfer! Wenn er das vorher gewußt hätte! Er hätte doch niemals diesem Mann die Fenster kaputtgemacht!

Und nun war er gekommen, um sich Geld zu verdienen, und der Mann bedankte sich auch noch überschwenglich dafür! Uwe war völlig verwirrt.

Mit gesenktem Kopf folgte er Herrn Fellingner zum Garten hinüber. Er war mit seinen Gedanken gar nicht bei der Sache, als der alte Mann erklärte, was und wo gejätet werden sollte. Erst als Kerstin begeistert loslegte, nahm er auch sein Werkzeug und begann zu arbeiten.

Je länger er dabei war, desto fester wurde sein Entschluß: Nein, er konnte für diese Arbeit kein Geld nehmen. Niemals. Er müßte sich ja sein Leben lang vor sich selber schämen, wenn er sich das nun auch noch bezahlen ließe!

Im Gegenteil, er wollte besonders fleißig sein, um damit vielleicht den Schaden mit den Fenstern wieder gutzumachen.

Stunden vergingen.

Kerstin wurde immer müder. Der Rücken tat ihr weh, die Finger konnten kaum noch greifen, die Lust zum Arbeiten war längst geschwunden. Immer wieder mußte sie eine Pause machen, und dann sah sie jedesmal zu ihrem Bruder hinüber, und konnte sich nicht genug wundern. Der arbeitete sich mit einer Verbissenheit durch Disteln und Brennesseln, die sie ihm nie und nimmer zugetraut hätte. Mindestens viermal so viel wie sie hatte er schon geschafft, und es ging immer noch vorwärts.

Sie war sehr erleichtert, als Opa Fellingner jetzt aus dem Haus herüberkam und schon von weitem rief: »Nun macht aber endlich Schluß, ihr beiden! Schnellstens! Wenn das jemand sieht, was du da alles geschafft hast, Uwe, dann verklagt er mich wegen Kinderarbeit! Komm, leg die Hacke hin!«

»Nur noch dieses Stück...«

»Nichts da! Wer arbeitet wie ein Sklave, muß auch gehorchen! Hör' auf! Das ist ein Befehl! Jetzt wird Kuchen gegessen.«

Uwe richtete sich auf, und erst jetzt merkte er, daß ihm der Rücken weh tat.

»Kerstin, zeig' deinem Bruder, wo er sich die Hände

waschen kann. Und dann kommt da rüber, wo die Gartenmöbel stehen. Ich bringe inzwischen frischen Pflaumenkuchen und Milch.«

Während Uwe seiner Schwester zum Haus folgte, hörte er Opa Fellingner hinter sich murmeln. »Nein, was sind das für gute Kinder! Daß es das noch gibt. So fleißig und hilfsbereit!«

Das hätte er nicht sagen dürfen! Uwe wußte auf einmal, daß er sich diese Lobreden nicht länger würde anhören können. Während er sich die Hände wusch, wurde sein Entschluß immer fester. Noch nicht einmal Kuchen würde er essen! Jeder Bissen müßte ihm ja die Schamröte ins Gesicht treiben. Jedes weitere freundliche Wort müßte ihn den Tränen näherbringen. Nein, weg mußte er hier, schnell weg!

Nur flüchtig trocknete er sich die Hände ab. »Ich gehe jetzt, mach's gut«, sagte er zu Kerstin, die ganz verduzt hinter ihm herabblickte. Draußen rief er Herrn Fellingner nur zu: »Ich muß jetzt gehen, auf Wiedersehen!«

»Was, so schnell? Willst du nichts essen? Und deinen Lohn mußt du doch auch noch kriegen! Uwe!« Aber der hörte ihn fast nicht mehr. Er war schon auf dem halben Weg zum Waldrand.

»Was hat denn dein Bruder?« fragte Opa Fellingner, als Kerstin in der Tür erschien.

»Ich weiß es auch nicht. So kenne ich ihn gar nicht.«

»Komisch. Naja, dann mußt du ihm sein Geld mitnehmen. Er hat es sich redlich verdient. Und du mußt jetzt die doppelte Menge Pflaumenkuchen essen.«

»O ja«, sagte sie, denn Pflaumenkuchen aß sie besonders gern. Und dann hievte sie ihren erschöpften Körper auf den klapprigen Gartenstuhl.

Die vier Detektive saßen auf dem Mäuerchen am Rand des Kinderspielplatzes und unterhielten sich angeregt.

»Mindestens 220 Mark sind es«, sagte Thorsten gerade, der kleine Dicke. »Vielleicht auch schon 225.«

»Oder vielleicht 223 Mark 16? Mensch, wozu bist du denn Kassenführer, wenn du das nicht mal genau weißt!« Jens war ärgerlich. Wenn man nicht alles selber machte...!

Harald mischte sich ein: »Auf jeden Fall haben wir es dann aber bald zusammen. Noch einmal eine solche Aktion...«

»Ungelöst ist nur noch das Problem«, meldete sich Detlev, »wer das Gerät dann anmeldet.«

Thorsten fragte: »Wie denn – anmeldet?«

»Na, da muß man doch eine Lizenz haben, daß man ein Funkgerät betreiben darf.«

»Von der Polizei?«

»Nein, von der Post«, antwortete Jens. »Das hab' ich dir aber schon dreimal gesagt, du Trottel!«

»Hab' ich nichts von gehört!« schollte Thorsten.

»Wasch dir mal die Ohren!« schlug Detlev vor.

Nach einer Weile begann Harald von neuem: »Geht das denn? Ich meine, daß einer von uns das anmeldet. Vielleicht muß das ein Erwachsener sein.«

»Hm«, meinte Jens, »gute Frage. Müssen wir uns mal erkundigen.«

Thorsten vergaß immer schnell, wenn er gerügt worden war, was ziemlich oft vorkam. »Ich könnte notfalls meinen großen Bruder bitten, daß er's auf seinen Namen zuläßt. Der ist schon einundzwanzig.«

»Endlich mal ein brauchbarer Vorschlag von dir«, mußte Jens anerkennen. Und Detlev ergänzte: »Es muß

aber ganz klar sein, daß es uns gehört! Nicht, daß er dann...«

»Natürlich! Was denkst du denn! Es gehört uns allen, und wir arbeiten immer gemeinsam damit. Ich werde das mit meinem Bruder schon...«

»Da kommt wieder die Honda!« unterbrach Harald.

Alle blickten die Straße hinunter. Aber das wäre gar nicht nötig gewesen. Man hörte das schwere Motorrad schon herandonnern, und Sekunden später bremste der Fahrer direkt vor den vier Jungen.

»Na, ihr Schlaumeier«, dröhnte es aus dem Helm, »ihr wißt doch immer alles, oder?«

»Na klar!« brüstete sich Thorsten.

»Dann wißt ihr sicher auch, warum der alte Knacker aus der Mühle nicht mehr in die Stadt kommt. Ist er schon so klapprig, daß er den Weg nicht schafft?«

»Das nicht«, antwortete Detlev. »Aber er hat jemand, der für ihn einkauft. Und vieles macht er auch telefonisch.«

»Aha. Und wer kauft für ihn ein?«

Thorsten holte gerade Luft und wollte antworten, da fuhr ihn Jens an: »Schnauze!«

Eine Weile herrschte Schweigen, dann hallte es aus dem Visier: »Na – wißt wohl doch nicht alles, wie?«

Die Jungen blickten zu Jens. Sie hatten keine Ahnung, warum er Thorsten das Wort abgeschnitten hatte. Der ließ sich Zeit mit der Antwort.

»Wir wissen sehr viel«, begann er gemächlich, »aber eins leider nicht. Wir wissen nicht, was dir diese Information wert ist.«

Die drei Freunde staunten. Sehr cool, dieser Jens!

Der Motorradfahrer knurrte etwas Unverständliches,

dann zog er seinen Lederhandschuh aus und griff etwas umständlich in die Tasche. Schließlich zog er sein Portemonnaie heraus, kramte darin und warf mit einem lässigen »Da, fang!« Jens eine Münze zu.

Der fing sie elegant aus der Luft, legte sie auf die Hand und zeigte sie herum.

»Zwei Mark«, stellte Thorsten fest.

»Bißchen wenig, meint ihr nicht auch?«

Harald stimmte Jens zu: »Ziemlich spärlich.« Und Detlev ergänzte: »Das Doppelte sollte mindestens dabei rauskommen.«

»Sagen wir: fünf!« meinte Harald.

Jens suchte die Augen hinter dem Sehschlitz. »Hast du gehört? Die Mehrheit ist der Meinung, so billig ist die Information nicht zu haben. Du mußt bedenken, daß wir dir alle Einzelheiten liefern können.«

Der andere knurrte: »Erpressen lasse ich mich nicht. Ich kann auch alleine rauskriegen, was ich wissen will.«

»Na, dann krieg doch! Hier, fang!« Dabei warf Jens ihm das Zweimarkstück wieder zu. Der andere erwischte es aber nicht, und es rollte auf die Straße.

Keiner rührte sich, um es aufzuheben. Dem jungen Mann schien es wohl unter seiner Würde, extra abzustiegen. »Könnt ihr behalten. Kleines Taschengeld für treue Dienste. Hier sind fünf Mark.«

Er warf die Münze absichtlich etwas daneben, damit Jens sie auch verfehlen sollte, aber Harald beugte sich blitzschnell vor und fing sie auf.

Jens lächelte. »So, Thorsten, jetzt kannst du's ihm sagen.«

Der leierte wie auswendig gelernt. »Ein achtjähriges Mädchen kauft für ihn ein, fast jeden Tag. Sie heißt

Kerstin Nagel und wohnt mit ihren Eltern und ihrem Bruder erst seit kurzem hier. Sie wohnen im Gotenweg 18, zweiter Stock. Wenn sie für ihn einkauft, kommt sie meistens gegen vierzehn Uhr aus dem Haus und geht erst zum Metzger, dann zum Bäcker und zuletzt zum Lebensmittelgeschäft vorn an der Ecke, wo sie immer zwei Packungen Milch mitnimmt. Gegen halb drei ist sie im Wald, und meistens kommt sie etwa um sechs oder halb sieben nach Hause.«

»Na seht ihr, war doch ein schöner Handel. Ich finde, wir sollten wieder mehr zusammenarbeiten.«

Detlev sagte: »An uns soll's nicht scheitern.«

»Das letzte Mal wolltet ihr nicht!«

»Einen Hund vergiften ist etwas anderes als einen Zaun einreißen! Tiere töten – nee, nicht mit uns!« Detlev stieß das heftig hervor, und Jens ergänzte: »Aber du hast anscheinend Ersatz für uns gefunden.«

»Sagen wir mal so: Ich bin auf euch nicht angewiesen.«

»Wir auf dich auch nicht.«

»Stimmt sogar. Und so wollte ich das auch haben. Keiner ist dem anderen was schuldig. Eine begrenzte Zusammenarbeit für eine bestimmte Aktion, und im übrigen haben wir nichts miteinander zu tun.«

Eine Weile schwiegen alle. Dann begann der Motorradfahrer von neuem: »Hat einer Lust, mal auf dem Sozius ein Stück mitzufahren?«

Natürlich hatten alle Lust. Aber Jens sagte: »Es wird dir nicht gelingen, einen von uns einzeln anzuheuern. Entweder alle oder gar keinen.«

Man merkte den Ärger in der Stimme des Fremden, als er knurrte: »Kleiner Schlaumeier, wie?«

»Also, zur Sache!« mahnte Jens. »Hast du nun ein Angebot oder nicht?«

»Absolutes Schweigen, auch wenn ihr den Job nicht machen wollt?«

»Absolutes Schweigen!« Die anderen nickten.

»Das wollte ich euch auch geraten haben! Es würde euch auch schlecht bekommen. Ihr steckt mitten drin. Ich zwar auch, aber mich kennt niemand.«

Thorsten kam sich wichtig vor: »Wir haben deine Nummer!«

Der junge Mann lächelte herablassend, was aber nicht zu sehen, sondern nur zu hören war. »Meine Nummer! Ha, daß ich nicht lache! Hältst du mich für so blöd! Mußt nicht von dir auf andere schließen!«

Detlev drängte: »Also – was ist nun? Was sollen wir machen, und was springt dabei heraus?«

»Belästigt das Mädchen so, daß es Angst kriegt und nicht mehr allein in den Wald geht. Jagt ihm Schrecken ein, fährt sie mit dem Fahrrad an, nehmt ihr die Einkaufstasche weg, meinetwegen verprügelt sie auch – Hauptsache, sie verliert die Lust, jeden...«

»Machen wir nicht!« Harald gab sonst nicht den Ton an in der Gruppe, aber dies sagte er ganz entschieden, ohne vorher zu gucken, was wohl die anderen meinten. »Kleine Mädchen anfallen! Das finde ich feige!«

Jens hätte vielleicht nicht so heftig reagiert. Er wußte, daß Harald eine kleine Schwester von sechs Jahren hatte, die er sehr mochte. Vielleicht war er deshalb so dagegen. Aber davon mal ganz abgesehen – eigentlich hatte er recht. Ein kleines Mädchen angreifen war genauso gemein wie einen Hund vergiften.

Überhaupt war das alles ziemlich gemein. Aber es

brachte eben auch Geld ein. Von diesem Kerl da, der anscheinend immer genug davon hatte. Die Zusammenarbeit ganz kündigen – das brachte Jens nun doch nicht fertig. Darum unterschied er sorgfältig: »Harald hat recht. Keine Gewalt gegen Menschen und Tiere. Höchstens Gewalt gegen Sachen.« Diesen Ausdruck hatte er neulich im Fernsehen mitgekriegt.

»Na schön, wie ihr wollt. Da hätte ich euch etwas Attraktives anzubieten. Bringt 50 Mark ein.«

Alle vier beherrschten ihre Begeisterung.

»Sagtet ihr nicht, der Alte telefoniert viel? Da muß doch eine Leitung durch den Wald gehen, oder?«

»Natürlich. Auf Holzmasten.«

»Sehr störanfällig, so eine offene Telefonleitung.«

Thorsten hatte überraschend schnell begriffen: »Aber es ist strafbar, da etwas kaputtzumachen!«

»Was du nicht sagst! Auf das Einreißen von Zäunen setzt die Polizei wohl eine Belohnung aus, wie?«

Detlev wiegte den Kopf. »Das ist aber nicht ungefährlich!«

»Was soll denn daran gefährlich sein? Ihr müßt nur sicher sein, was die Telefonleitung und was die Stromleitung ist. Eine Verwechslung könnte peinlich werden. Für euch, meine ich. Sonst wär's mir egal. Ha, ha, ha!«

Der Mann mußte seine eignen Sätze wohl ungeheuer spaßig finden, denn er lachte, daß der Helm bebte.

Endlich beruhigte er sich wieder. »Morgen um diese Zeit an diesem Punkt – Vollzugsmeldung und Geldübergabe. Einverstanden?«

»Alles klar«, nickte Jens, »fünfzig Mark.«

»Eine Zange werdet ihr ja wohl auftreiben, und klettern könnt ihr hoffentlich auch! Also, dann!«

Er startete seine Honda und brauste davon.

Thorsten ging auf die Straße und hob das Zweimarkstück auf.

Mit lautem Geschrei stürmten die etwas kleineren Jungen aus dem Saal.

Uwe trottete langsam hinterher.

Der Junge mit den langen strohblonden Haaren trat auf ihn zu. »Hallo!«

»Hallo!«

»Wie heißt du denn?«

»Uwe. Und du?«

»Stefan. Bist du neu hier?«

»Ziemlich. Wir kommen aus Düsseldorf.«

»Aha. Warst du da auch in 'ner Jungschar?«

»Nee.«

Sie traten während des Gesprächs ins Freie. Da stand noch ein anderer Junge, auch in ihrem Alter. Sie waren die einzigen größeren gewesen, alle anderen waren wahrscheinlich unter elf.

»Das ist Gimo«, stellte Stefan vor. »Er heißt eigentlich Guiermo und ist Spanier. Aber das ist so kompliziert, darum nennen wir ihn nur Gimo.«

»Meine Eltern sind Spanier«, sagte Gimo. »Ich bin in Deutschland geboren.«

Gimo wirkte drahtig und hatte den ganzen Kopf voll schwarzer Locken, und damit sah er wie das Gegenstück zu dem schlaksigen, blonden Stefan aus.

Stefan sagte jetzt zu seinem Freund: »Uwe ist neu hier.«

»Hallo, Uwe! Du bist vorhin mit dem Pfarrer zusammen reingekommen, stimmt's?«

»Ja, ich hab'... ich hatte etwas mit ihm zu besprechen.«

Die beiden schienen das gar nicht so merkwürdig zu finden, wie Uwe vermutet hatte. Sie nickten nur, und Stefan sagte: »Er ist ein prima Kerl. Mit dem kannst du Pferde stehlen.«

»Stehlen?«

Alle drei lachten. »Weißt schon, was ich meine.«

Gimo fragte: »Wo wohnst du?«

»Gotenweg 18.«

»Ich gehe ein Stück mit. Du auch, Stefan?«

»Na klar, ich hab' Zeit.«

Eine Weile trotteten sie schweigend nebeneinander her. Dann fragte Stefan, nur um etwas zu sagen: »Kommst du in unsere Klasse, wenn die Ferien zu Ende sind?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht.«

»Kommst du jetzt immer in die Jungchar?« wollte Gimo wissen.

»Ich denke schon. Mir hat's gut gefallen.«

»Glaubst du auch an Jesus?«

»Na klar...«

»Ich meine so, daß du ihm richtig gehörst.«

»Ich weiß, was du meinst. Der Pfarrer hat es mir vorhin erklärt. Daß man mit Jesus redet. Und daß man ganz sicher weiß, daß alles jetzt in Ordnung ist. Und daß er immer da ist.«

»Genau. Weißt du, Stefan und ich haben mal zusammen auf einer Freizeit angefangen, mit Jesus zu leben. Und das ist immer noch so. Wir helfen uns gegenseitig, damit wir im Glauben fest bleiben. Wir besprechen unsre Probleme und so... Und wir beten zusammen.«

Stefan ergänzte: »Deshalb gehen wir auch in die Jungschar, obwohl die anderen alle ein bißchen kleiner sind. Aber es ist wichtig, daß wir mit anderen zusammen sind, die auch an Jesus glauben.«

»Für mich ist das alles noch ein bißchen neu«, erklärte Uwe. »So richtig an Jesus glauben tue ich eigentlich erst seit heute nachmittag, seit ich mit dem Pfarrer gebetet habe.«

»Na, das ist ja noch nicht übermäßig lang!« lachte Gimo. Uwe lachte auch und verlor dabei den letzten Rest von Verlegenheit. »Wie heißt es bei Schiller – haben wir in Düsseldorf gelesen: Ich sei, gewährt mir die Bitte . . .«

Die beiden anderen fielen ein: ». . . in eurem Bunde der dritte!«

Stefan fragte: »Hast du morgen Zeit? Ich bastele gerade an einem Schiff mit Fernsteuerung. Wir könnten es zusammen ausprobieren.«

»Wäre eine gute Idee. Aber ich kann nur vormittags – am Nachmittag muß ich Unkraut jäten.«

»Habt ihr einen Garten?«

»Nein, nein, nicht bei uns. Bei einem alten Mann, der im Wald in einer Mühle wohnt.«

»Ach, der alte Fellingner! Den kennen wir. Er kommt immer in die Kirche, obwohl es ein schrecklich weiter Weg für ihn ist.«

Gimo ergänzte: »Ich kenne ihn auch. Er ist ein ganz lieber Opa. Alle mögen ihn. Nur daß er so allein da draußen wohnt, das kommt den Leuten immer komisch vor.«

»Ich hab' ihn erst gestern kennengelernt«, ergänzte Uwe. »Meine Schwester kannte ihn, und da wollte ich mir ein bißchen Geld verdienen, aber da ist dann nichts

draus geworden... Naja, das ist 'ne lange Geschichte. Jedenfalls will ich da morgen nachmittag hin und ihm im Garten helfen. Er kommt alleine einfach nicht zurecht.«

»Mensch, Gimo!« sagte Stefan. »Sollen wir nicht auch ein bißchen mithelfen? Jetzt, wo Ferien sind! Er ist so ein netter Mann! Es muß ja nicht den ganzen Nachmittag sein, aber vielleicht mal 'ne Stunde oder zwei. In frischer Luft und schöner Umgebung. Und vielleicht dürfen wir dann auch mal unsre Modellboote auf dem Mühlenteich schwimmen lassen!«

»Wäre nicht dagegen«, meinte Gimo bedächtig, »bloß von Gartenbau und Viehzucht verstehe ich gar nichts.«

Uwe zerstreute seine Bedenken: »Das macht nichts. Ich erkläre dir alles.«

»Hm, gut, da wäre ich einverstanden.«

Stefan nahm die Sache in die Hand. »Also abgemacht! Wir treffen uns da vorne am Lebensmittelgeschäft. Wieviel Uhr?«

»Halb drei, würde ich sagen.«

»Okay. Und wer hat, bringt ein Werkzeug mit. Wollen doch mal sehen, ob wir Opa Fellingens Garten nicht auf Vordermann bringen.«

Kerstin schlenderte durch den Wald, die schwere Einkaufstasche mal an der rechten, mal an der linken Hand.

Auf einmal hörte sie ein Motorrad näherkommen. Komisch, dachte sie, ob da einer mit dem Motorrad zur Mühle will?

Als das röhrende Geräusch sich rasch näherte, trat sie zur Seite und sah sich um. Merkwürdig, der fuhr gar nicht in der Mitte, der fuhr auf ihrer Seite!

Sah der sie denn nicht? Der fuhr ja direkt auf sie zu! Erschreckt sprang Kerstin zur Seite, gerade noch rechtzeitig. Was war denn mit dem los? Fuhr der blind?

Und jetzt? Der Fahrer wendete und kam zurück. Und wieder war seine Richtung unverkennbar! Er steuerte auf sie zu!

Kerstin schlug das Herz bis zum Hals. War das etwa Absicht? Wollte der sie umfahren?

Wieder sprang sie zur Seite, aber der Mann streckte einen Arm aus und wollte ihre Tasche fassen. Das gelang ihm jedoch nicht.

Als er vorbei war, blieb Kerstin am selben Punkt stehen, bis er wieder anhielt.

Halb unbewußt registrierte sie, daß er auf dem schmalen Weg nicht einfach im Bogen fahren konnte. Er mußte zweimal hin und her rangieren.

Sie stand immer noch still und schaute dem Vorgang zu. Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, daß jemand sie absichtlich überfallen und ihr die Tasche wegnehmen könnte. So böse konnte doch kein Mensch sein! Ihr Gehirn weigerte sich, das zu glauben.

Aber dann brauste die Maschine wieder heran, diesmal noch viel schneller. Es war keine Überlegung, daß Kerstin sich seitlich in die Farnkräuter warf, eher ein Reflex. Sie war so entsetzt und verwirrt, daß sie gar keinen klaren Gedanken fassen konnte. Da lag sie, die Finger immer noch fest um den Griff der Tasche gekrallt.

Erst als sie hörte, daß der Fahrer das Gas wegnahm, also offenbar wieder umdrehen und zurückkommen wollte, da kam Leben in das Mädchen. Kerstin sprang auf und rannte los, einfach in den Wald.

Erst nachdem sie einige Schritte gelaufen war, dachte

sie daran, daß das ihre Rettung sein könnte. Hier zwischen den Bäumen würde er ihr mit dem Motorrad nicht folgen können.

Aber er konnte absteigen und ihr nachlaufen! Er lief sicher doppelt so schnell wie sie!

Kerstin blieb stehen und sah sich um.

Tatsächlich, der Mann hatte sein Motorrad abgestellt und stand jetzt daneben.

»Ha, ha, ha!« hörte sie jetzt ein dröhnendes Gelächter. Sie drehte sich um und rannte in panischem Schrecken weiter. Gerufene Wortfetzen verfolgten sie: »Einkaufen«, »alter Knacker«, »komme wieder«. Mehr verstand sie nicht. Sie hörte auch nicht darauf.

Jetzt stolperte sie über einen Ast und fiel hin. Schnell auf! Weiter, nur weiter!

Ich mache es falsch, schoß es ihr plötzlich durch den Kopf. Ich darf nicht so weit in den Wald rennen. Er kann mich ja sowieso einholen. Ich muß zur Stadt hin laufen, wo Leute sind, die mir helfen können!

Sie wendete mehr zu dem Waldweg hin, den sie vorhin gekommen war. Dabei schrie sie, so laut sie konnte. »Hilfe! Hiiiiilfe!«

Ihr Lauf wurde immer langsamer, die Lungen schienen ihr zerspringen zu wollen. Die Beine hatten keine Kraft mehr.

Plötzlich tauchten vor ihr drei Gestalten auf, die ihr entgegenliefen. »Hilfe!« rief sie, oder richtiger: wollte sie rufen. Sie hatte keinen Atem mehr, und es kam nur ein Röcheln heraus.

»Kerstin!«

Sie erkannte Uwe, ihren Bruder, mehr mit den Ohren als mit den Augen.

Erschöpft fiel sie zu Boden, und Tränen rannen ihr über das Gesicht.

Jetzt war Uwe heran und beugte sich zu ihr herunter. Sie umklammerte seinen Arm und hielt ihn fest, so fest, wie sie ihn wohl noch nie gehalten hatte. »Hilf mir, der Mann, der Mann!« Nur stoßweise brachte sie die Worte heraus.

»Was für ein Mann, Kerstin? Ich sehe keinen Mann!«

»Mit dem Motorrad! Da hinten!«

Stefan hatte schon geschaltet. »Ich renne schnell zum Weg. Vielleicht sehe ich ihn!« Schon stob er davon.

Es dauerte eine Weile, bis Kerstin wieder ruhiger atmen konnte. Noch zitterte sie am ganzen Leib. Noch hielt sie ihren Bruder fest, als hinge ihr Leben an diesem Griff.

»Beruhige dich, Kerstin! Er ist ja weg! Es ist nichts mehr von ihm zu sehen. Guck doch, überzeug dich selbst!«

Seine Schwester schaute sich um. Wirklich, niemand war zu sehen, außer Uwe und einem anderen Jungen.

»Wer ist denn das?«

»Ein Freund von mir. Gimo nennen wir ihn. Und der andere heißt Stefan. Wir wollten gerade zu Opa Fellingner gehen und Unkraut ausmachen. Da haben wir dich gehört. Du hast ganz laut um Hilfe geschrien. Wir sind schnell in die Richtung gerannt und konnten dich auch bald sehen.«

»Und den Mann habt ihr nicht gesehen?«

»Nein, niemand war da. Was war das für ein Mann? Beschreib' ihn mal!«

»Er hatte ein Motorrad, ein ganz schweres. Und einen roten Helm hatte er auf dem Kopf und schwarze Leder-

kleidung an, glaube ich. Sonst konnte ich nichts von ihm sehen. Er wollte mich umfahren. Dreimal hat er's versucht. Aber ich bin immer zur Seite gesprungen.«

Stefan kam heran. »Nichts zu sehen!« rief er schon von weitem.

Als er bei ihnen stand, murmelte Uwe leise, fast nur zu sich: »Ist auch nicht nötig. Ich weiß, wer es war.«

»Was?« bestürmten ihn die anderen. »Du weißt, wer es war? Wer denn? Nun sag' schon!«

Leise antwortete Uwe: »Ich weiß nicht, wie er heißt. Aber ich weiß, wer es ist. Aber das ist eine lange Geschichte.«

Er schwieg. Die anderen dachten, er wollte diese Geschichte nun erzählen, aber es kam nichts mehr.

Endlich brach Uwe das Schweigen. »Kannst du wieder?« fragte er, zu seiner Schwester gewandt. Die nickte und erhob sich. »Ich will nach Hause. Gehst du mit? Bitte, geh mit!«

»Na klar! Ich bringe dich heim. Komm!«

»Meine Tasche!« rief Kerstin plötzlich. »Wo ist meine Tasche? Ich muß sie verloren haben!«

Gimo sagte: »Geht ihr mal nach Hause! Wir beide suchen die Tasche. Wir werden sie schon finden.«

»Als ich losgerannt bin, hatte ich sie noch, glaube ich.«

»Dann wird der Mann sie also wohl nicht mitgenommen haben.«

»Es war eine braune Einkaufstasche mit Milchpackungen und noch allerlei Sachen drin. Wenn ihr sie findet, könnt ihr sie Opa Fellingner bringen.«

»Machen wir. Und nun geht mal los!«

Allmählich legte sich bei Kerstin die Anspannung. Daß ihr Bruder neben ihr ging, beruhigte sie auf eine

Weise, die sie vorher gar nicht für möglich gehalten hätte.

Uwe sagte nicht viel auf dem Weg.

Auch als sie zu Hause ankamen und Kerstin die ganze Geschichte ihrer Mutter erzählte, ergänzte er nur, was unbedingt nötig war.

Natürlich war ihre Mutter sehr aufgeregt. Als sie dann sagte, Kerstin dürfe nicht mehr allein durch den Wald gehen, fing diese erneut an zu weinen. »Nie mehr? Wie soll ich denn dann zu Opa Fellingner kommen? Es ist so schön da draußen! Und meine Katzen muß ich doch besuchen!«

Uwe meldete sich zu Wort. »Ich kann ja immer mal mitgehen. Und außerdem – wenn sie den Kerl erwischen, dann ist es sicher nicht mehr gefährlich.«

»Du hast recht«, meinte seine Mutter, »wir müssen die Sache der Polizei melden. Aber wie sollen die ihn erwischen? Motorradfahrer gibt es tausende.«

»Uwe kennt ihn!« fiel Kerstin ein. »Nicht wahr, das hast du doch gesagt, vorhin: Du kennst ihn!«

Uwe antwortete nicht. Als die beiden ihn anstarrten und auf eine Erklärung warteten, holte er sein Taschentuch hervor und putzte sehr umständlich die Nase.

»Naja, kennen ist zuviel gesagt«, brachte er schließlich hervor, als es sich nicht mehr vermeiden ließ. »Ich hab' schon mal mit ihm zu tun gehabt.«

»Seinen Namen weißt du nicht?« drängte seine Mutter. »Oder wo er wohnt oder sonst irgendwas, womit die Polizei etwas anfangen kann?«

»Seine Nummer.«

»Was für eine Nummer?«

»Na, die Zulassungsnummer von seinem Motorrad.«

»Schreib' sie schnell auf, ehe du sie vergißt. Ich rufe die Polizei an.«

»Die wird sicher gefälscht sein, die Nummer.«

»Warum? Wie kommst du darauf?« bohrte die Mutter weiter. »Junge, nun laß dir doch nicht alles aus der Nase ziehen!«

Uwe druckste herum. »Das ist eine lange Geschichte...«

»Dann erzähl' sie doch!«

»Ich... ich trau mich nicht.«

»Du traust dich nicht? Was soll denn das nun wieder heißen?«

Die Strenge, mit der die Mutter ihren Jungen ansah, wandelte sich langsam in Sorge, als sie merkte, daß er offenbar schwer an diesem Geheimnis trug.

»Ich – äh«, begann er schließlich, »ich hab' was ganz Dummes gemacht. Ich – ich kann's dir nicht sagen!«

Seine Mutter legte den Arm um seine Schulter. »Komm, Uwe, sag's mir nur. Ich verspreche dir, daß ich nicht böse bin.«

Uwe schüttelte den Kopf und starrte vor sich auf den Fußboden. Kerstin sagte leise: »Aber Uwe, wenn du doch weißt, wer es war! Sag's doch, damit die Polizei ihn fängt und ich wieder in den Wald gehen kann!«

Uwe schaute seine Schwester an. Jetzt schien ihm eine Idee zu kommen, denn er stand auf und ging zum Telefon. Er blätterte lange im Telefonbuch, bis seine Mutter ihn fragte: »Was suchst du denn? Kann ich dir helfen?«

»Ich suche die Nummer vom Pfarrer.«

»Vom Pfarrer?« Die Mutter wunderte sich sehr, aber sie sagte nichts weiter. Sie kam nur heran, suchte unter

»Kirchen und kirchliche Einrichtungen« und zeigte mit dem Finger auf die richtige Nummer. Uwe wählte.

»Ja, hier ist Uwe. Uwe Nagel. . . Herr Pfarrer, es ist so, äh – Sie wissen doch noch, was ich Ihnen erzählt habe . . . Ja, ich wollte es meiner Mutter auch erzählen, aber ich kann's nicht. . . Ich schäme mich irgendwie, weil . . . Bitte erzählen Sie es ihr!«

Ohne eine Antwort abzuwarten drückte Uwe seiner Mutter den Hörer in die Hand und lief aus der Wohnung, die Treppe hinunter.

Kerstin rief hinter ihm her: »Wo willst du denn hin, Uwe? Bleib' doch hier!« Aber die Mutter sagte: »Einen Moment mal, bitte!« in die Muschel und rief dann ihrer Tochter nach: »Laß ihn, Kerstin! Er wird schon einen Grund haben. Komm, setz' dich so lange ins Wohnzimmer. Laß mich nur eben telefonieren.«

Dann wandte sie sich wieder dem Telefon zu. »Jetzt bin ich wieder da, Herr Pfarrer. Entschuldigen Sie, das war alles ein bißchen verwirrend. . . Sie hätten mir was zu erzählen, sagt mein Sohn? . . . Ja, ich habe Zeit. Ich würde mich freuen, wenn Sie kommen.«

»Guck mal, wer da kommt!« meinte Stefan zu seinem Freund.

Der richtete sich auf und blickte den Weg entlang. Uwe kam langsam heran.

»Na, du faules Stück!« rief Gimo lachend, als Uwe näher gekommen war. »Sieh dir an, was wir schon alles geschafft haben.«

Uwe meinte: »Tolle Leistung!« aber es hörte sich nicht sehr überzeugend an. Auch schien es den beiden, als hätte er gar nicht richtig hingesehen.

»Was hat der denn?« fragte Stefan, als Uwe vorbeigegangen war, auf das Haus zu.

»Keine Ahnung. Da kommt ein Auto.«

»Ach, das ist ja unser Pfarrer. Was macht der denn hier?«

Die beiden gingen zu dem Türchen im Zaun, der den Garten umgab, und folgten dann dem Wagen zum Haus. Als sie ankamen, stiegen gerade drei Personen aus: Der Pfarrer, eine Frau – anscheinend Uwes Mutter – und Kerstin.

Uwe sprach an der Haustür mit Opa Fellingner. Jetzt kamen Stefan und Gimo heran.

»Hast du – äh, weißt du –«, fragte Uwe stotternd seine Mutter.

»Nein, Junge, der Herr Pfarrer hat mir noch nichts erzählt. Wir wollten erst mal nach dir sehen.«

»Hm, ist gut. Herr Pfarrer, dann können Sie es allen gemeinsam erzählen. Ich bin hergekommen, um mich bei Opa Fellingner zu entschuldigen.«

Die Erwachsenen begrüßten sich, und der Pfarrer stellte Frau Nagel und Herrn Fellingner einander vor. Der sagte: »Setzen wir uns doch!« und deutete auf die Gartenmöbel. Dort fanden die Erwachsenen Platz. Kerstin setzte sich bei ihrer Mutter auf den Schoß, und Stefan und Gimo, von Uwe herangewunken, ließen sich auf der Wiese nieder.

»Erzählen Sie alles, was Sie von mir wissen!« forderte Uwe den Pfarrer auf. Dann drückte er sich etwas zur Seite. Er wollte lieber nicht in unmittelbarer Nähe sein, wenn seine Schandtaten auf den Tisch gelegt werden sollten.

»Da ist nicht viel zu erzählen. Uwe hat mir berichtet,

daß ein junger Mann ihn beauftragt hat, bei Herrn Fellingner zwei Fensterscheiben einzuwerfen. Uwe hat das neulich nachts getan und dafür dreißig Mark bekommen. Das ganze war wohl ein bißchen komplizierter, als es sich jetzt anhört. Der junge Mann hat Uwe gewissermaßen in die Falle gelockt. Er hat ihm erst das Geld versprochen, ohne zu sagen, worum es ging. Nachher, als die zwei allein im Wald waren, traute Uwe sich nicht, einen Rückzieher zu machen. Das läßt sein Handeln zwar in einem milderen Licht erscheinen, aber es entschuldigt ihn nicht. Uwe hat das erkannt. Und da wir neulich mal zufällig ein Gespräch über Schuld und Vergebung hatten, kam er zu mir. Wir haben gemeinsam Gott die Sache bekannt und um Vergebung gebeten.«

Alle saßen schweigend da und schauten teils erschrocken, teils auch ein wenig betreten.

Als nach einer Weile keine Antwort kam, ergriff der Pfarrer noch einmal das Wort. »Ich bin sicher, daß die Sache damit vor Gott in Ordnung ist. Aber ich habe Uwe gesagt, es ist wichtig, daß er auch mit Herrn Fellingner ins reine...«

»Ich wollte mich entschuldigen, Opa Fellingner!« unterbrach Uwe den Pfarrer. Verlegen kam er etwas näher. »Ich will es nie wieder machen, und ich setze Ihnen die Scheiben auch wieder ein. Ich weiß, wie man das macht. Ich hab' mal meinem Vater geholfen. Und die Scheiben kaufe ich von meinem Taschengeld.«

»Es ist schon gut«, winkte Herr Fellingner ab. »Die Scheiben sind nicht das Problem. Wenn du sie herbringst, will ich sie gern bezahlen. Und einsetzen können wir sie ja gemeinsam. Dann soll die Sache vergessen sein.«

Uwe strahlte und schlug in die Hand ein, die Opa Fellingner ihm hinhielt. Der wurde jetzt sehr ernst.

»Das Hauptproblem ist, daß es offenbar Menschen gibt, die mir mit allen Mitteln Schaden zufügen wollen. Das ist leider nicht der einzige Fall gewesen. Sie haben schon alles mögliche angestellt. Das Schrecklichste war, daß sie meinen Hund vergiftet haben.«

Mutter fragte: »Und du meinst, Uwe, der Motorradfahrer, der Kerstin überfallen hat, und der Mann, der dich angestiftet hat – das war derselbe?«

»Ganz sicher, Mutter! Die Beschreibung paßt haargenau.«

»Der Überfall hat ja wohl auch dem gleichen Ziel gedient«, warf der Pfarrer ein. »Herr Fellingner sollte geärgert oder gar geschädigt werden. Aber warum? Aus reiner Bosheit?«

Der alte Mann schüttelte den Kopf. »Nicht nur aus Bosheit. Sie verfolgen ein Ziel. Und ich kann mir auch denken, welches.«

Die anderen blickten ihn neugierig an.

Opa Fellingner fuhr fort: »Es waren schon vier verschiedene Leute hier, die alle mein Haus kaufen wollten. Einige sind sogar mehrmals gekommen und haben mich bedrängt. Aber ich habe sie alle weggeschickt. Ich will mein Haus behalten.«

»Und Sie meinen«, fragte Frau Nagel, »da will Sie jemand mit diesen Anschlägen unter Druck setzen?«

»Ich weiß es nicht, aber es wäre eine einleuchtende Erklärung. Sie hoffen, daß ich allmählich mürbe werde von dem vielen Ärger und doch ins Heim ziehe und das Haus verkaufe.«

»Das darfst du nicht, Opa Fellingner! Nie!« rief Kerstin.

»Vorläufig nicht, Kind«, murmelte der alte Mann.
»Aber wenn das noch lange so weitergeht...«

Stefan mischte sich ein. »Aber da muß man doch was gegen tun können! Das kann man sich doch nicht gefallen lassen!«

Frau Nagel sagte entschlossen: »Ich gehe gleich zur Polizei! Ich zeige den Kerl an, der meine Tochter überfallen hat. Gleich nachher gehen wir hin! Und wenn es derselbe ist...«

»Das sollten Sie tun«, meinte der Pfarrer, »aber ob das was nützt?«

»Versuchen müssen wir's jedenfalls«, meldete sich Uwe zu Wort. »Was mich nur wundert, ist, daß der junge Mann das Haus kaufen will. Das kann ich mir kaum vor...«

Der Pfarrer unterbrach ihn. »Nicht er, sondern irgendwelche Hintermänner! Er ist sicher nur bezahlt worden dafür, daß er Herrn Fellingner unter Druck setzt.«

»Ich finde«, sagte Gimo leise in das verlegene Schweigen hinein, »wir sollten überlegen, wie wir Opa Fellingner helfen können. Wir müssen das Haus bewachen.«

»Oh ja!« Alle Kinder waren Feuer und Flamme.

»Unsinn!« dämpfte die Mutter ihre Begeisterung. »Ihr könnt doch nicht Tag und Nacht Wache halten! Wann wollt ihr denn schlafen!«

»Wir können uns ablösen!«

»Auch nur, solange noch Ferien sind. Und wenn einer von euch wirklich einen bei Nacht erwischt, was soll er denn dann mit ihm machen? Ihn fesseln und an den Marterpfahl binden? Seid vernünftig, Kinder!«

»Ach Mutti!« schmolte Uwe. Und die anderen machten auch enttäuschte Gesichter.

»Meinetwegen versucht es«, lenkte die Mutter ein. »Ich verspreche mir aber nicht viel davon. Auf jeden Fall gehe ich jetzt zur Polizei. Können wir dann wieder fahren, Herr Pfarrer?«

»Gern. Herr Fellingner, sollen wir noch etwas für Sie besorgen?«

»Nein, ich danke«, sagte der. »Sie sind so freundlich, und die Kinder auch! Ich habe im Moment alles, was ich brauche.«

Kerstin wandte sich an die Jungen, während ihre Mutter mit dem Pfarrer zum Auto ging. »Da fällt mir übrigens ein: Habt ihr die Tasche wiedergefunden?«

»Ja«, antwortete Stefan, »sie lag im Farnkraut. In der Nähe war eine Wurzel, über die du anscheinend gefallen bist.«

»Ja, ich erinnere mich...«

»Kerstin!« rief ihre Mutter vom Weg herüber. »Komm, du mußt mit nach Hause! Du mußt sicher der Polizei alles erzählen.«

»Ach so, ja. Also dann macht's gut, bis später!«

Als das Auto abgefahren war, schmiedeten die drei Jungen Pläne. Opa Fellingner, um den es ja eigentlich ging, saß schweigend dabei und hörte zu. Manchmal schmunzelte er ein wenig über den Eifer seiner drei Bewacher. Allzuviel versprach er sich wohl nicht davon. Und er tat gut daran. Denn der Gedanke, auch nachts bei der Mühle zu wachen, geriet im weiteren Verlauf der Ereignisse immer mehr in Vergessenheit.

Als dann Herr Fellingner aufstand, zum Garten ging und die Geräte sauberzumachen begann, fiel den Jungen wieder ein, daß sie ihre Arbeit liegengelassen hatten. Schnell rannten sie hin, um zu helfen.

»So«, sagte der Polizeibeamte und zog energisch das Blatt aus der Schreibmaschine. »Bitte lesen Sie es noch einmal durch, und dann unterschreiben Sie es bitte.«

Er legte das Blatt auf die Theke und verdrehte den Hals etwas, um es gleichzeitig noch einmal auf Fehler hin durchzusehen.

»Da fällt mir auf«, bemerkte er, als er an der entsprechenden Stelle angekommen war, »woher wissen Sie denn die Nummer des Motorrades? Kind, hast du denn in der Aufregung noch nach der Zulassungsnummer geguckt?«

»Nein, ich nicht.«

»Die Sache ist so, Herr Wachtmeister«, erklärte ihre Mutter, »die Nummer weiß ich von Uwe, meinem Sohn.«

»Ach, hat der das Ganze denn beobachtet?«

»Nein, nein, äh... das hat er nicht. Er hat nur diesen jungen Mann mit dem schweren Motorrad... also, der fährt immer da rum... naja, und da...«

»Aber Frau –«, der Beamte suchte auf dem Schriftstück nach dem Namen, denn er hatte ein schlechtes Namensgedächtnis, »Frau Nagel, Sie wollen doch nicht etwa sagen, Sie wüßten gar nicht genau, daß das Motorrad diese Nummer trug?«

»Naja, ganz sicher nicht, aber es... äh... es muß wohl so sein, weil – also, es fährt sonst keiner da rum mit so einem schweren Motorrad.«

»Nee, nee, Frau – äh –«

»Nagel.«

»Frau Nagel, also, so geht das nicht. Dann geben Sie mal her, dann muß ich das Protokoll an der Stelle ändern.«

Er setzte sich an seine Schreibmaschine.

In dem Moment kam ein anderer Polizist herein. »Ich hab' es nachgeprüft, Egon, die Nummer ist falsch!«

»Falsch? Von einem anderen Fahrzeug geklaut?«

»Nein, selbstgemacht. Die Nummer gibt es nicht.«

»Hm, das deutet daraufhin, daß wir die Sache ernster nehmen müssen, als es am Anfang schien. Hm. Wissen Sie was, Frau Schraube...«

»Nagel!« verbesserte die Angeredete.

»Frau Nagel, Verzeihung. Wissen Sie was, ich würde gern einmal mit dem Herrn...«

»Fellinger«, ergänzte sein Kollege.

»Ja, mit dem würde ich gerne einmal sprechen. Max, such' doch bitte mal die Nummer raus, ich rufe ihn mal an.«

Kerstin mischte sich ein. »Die Nummer kann ich Ihnen sagen: 72061.«

»Aha. Nochmal bitte: sieben...« Er wählte.

»Zwei, null, sechs, eins.«

»...sechs, eins... Nanu! Da passiert ja überhaupt nichts! Da ist was nicht in Ordnung.« Er legte auf. »Max, kümmere dich doch da mal drum. Ruf mal bei der Post an. Nachher fahren wir vielleicht mal hin. Jetzt muß ich das Protokoll erst noch neu schreiben!«

Leicht stöhnend spannte er einen neuen Bogen in die Maschine.

Uwe, Stefan und Gimo waren auf dem Heimweg. Sie wären gern noch ein bißchen bei der Mühle geblieben, aber der Hunger trieb sie nach Hause.

»Ich fürchte nur«, sagte Gimo gerade, »daß die Kerle bald raus haben, nach welchem System wir Wache

schieben. Dann werden sie sich darauf einstellen. Dann werden sie kommen, wenn keiner von uns da ist.«

»Und ich fürchte«, meinte Uwe, »daß die ganze Aktion vielleicht doch nicht so viel bringt. Wenn es uns wirklich gelingen sollte, einen zu erwischen – vielleicht sind das auch nur so angeheuerte Leute, wie ich einer war. Und sie wissen selbst nicht, wer eigentlich dahintersteckt.«

»Schon möglich«, überlegte Gimo, »aber ich sehe keine andere Möglichkeit. Wir müssen's wenigstens versuchen. Was denkst du, Stefan, du sagst ja gar nichts?«

»Ich überlege.«

»Toll! Hätte ich dir gar nicht zugetraut. Aber sicher ist nichts dabei rausgekommen, oder?«

»Wie man's nimmt. Ich bin ja noch nicht fertig mit Überlegen.«

»Na, dann mach nur weiter.«

Uwe unterbrach den neckischen Dialog: »Sag wenigstens, woran du überlegst!«

»Ich überlege, ob man die Sache nicht andersherum angehen muß. Man muß fragen: Wer hat denn einen Grund, Opa Fellingner aus der Mühle rauszuekeln! Das sind die vier Leute, die sie kaufen wollen. Wenn wir denen mal irgendwie auf den Zahn fühlen könnten...«

»Wie sollten wir das machen? Da sehe ich keine Chance.«

Gimo ergänzte: »Wir wissen nicht, wo die wohnen. Und wenn wir's rauskriegen, ist das sicher weit weg. Wie sollen wir da hinkommen?«

Stefan knurrte nur.

»Überlassen wir das lieber der Polizei«, meinte Uwe.

Schweigend gingen sie weiter durch den Wald.

Uwe blieb plötzlich stehen. »Hier war die Stelle. Vielleicht finden wir Reifenspuren von der Honda.«

Sie suchten überall, die Augen auf den Boden gerichtet.

»Es war wohl zu trocken. Kein Abdruck zu sehen.«

Stefan ging ein Stück in den Wald hinein. »Ich verfolge die Spur, die Kerstin heute Mittag gemacht hat!« rief er den beiden zu. Aber dann fand er, das brächte sie wohl auch nicht weiter, und wollte umkehren. Ohne etwas Bestimmtes zu suchen, blickte er sich noch einmal um. Da schien es ihm, als wäre da vorn im Gebüsch etwas Metallisches. Genau konnte er es nicht erkennen.

Etwa hundert Meter waren es bis dahin. Stefan lief hinüber und bog das Buschwerk auseinander. Da stand ein blaues Fahrrad. Es war ziemlich neu. Ein schneller Blick belehrte ihn, daß es mit einem Speichenschloß abgeschlossen war.

Wer mag wohl hier mitten im Wald ein Fahrrad abstellen, dachte Stefan. Ob das nicht auch jemand ist, der etwas mit den Anschlägen auf die Mühle zu tun hat?

Er winkte die beiden anderen heran.

»Was ist denn?« rief Uwe, aber er wurde sofort still, als er sah, daß Stefan den Finger auf den Mund gelegt hatte. Dann rannten sie zu dem Gebüsch, wo Stefan auf sie wartete.

»Ein Fahrrad!« staunte Gimo.

»Das hast du sehr präzise erkannt«, lächelte Stefan. »Und ratet mal, was daran noch besonders interessant ist!«

»Daß es mitten im Wald steht«, meinte Uwe.

»Und warum wohl?« fragte Stefan. Es klang wie bei

einem Lehrer, der geduldig auf die Antwort eines leicht beschränkten Schülers wartet.

»Ich kann mir denken, was du meinst«, überlegte Gimo. »Es könnte einem von den Kerlen gehören, die wir suchen.«

»Natürlich! Wer fährt denn mit einem Fahrrad in den Wald und läßt es dann stehen! Nur einer, der da was zu tun hat! Wer spazieren gehen will, der geht gleich zu Fuß. Und was könnte jemand hier im Wald zu tun haben? Heidelbeeren wachsen hier weit und breit nicht, und die Pilze kommen erst später.«

»Mensch, Stefan, du bist unser Sherlock Holmes!«

»Und wißt ihr, was wir jetzt machen?« Gimo hatte das Jagdfieber gepackt. »Wir verstecken uns hier irgendwo und warten, bis der Kerl kommt, um sein Fahrrad zu holen.«

Uwe fiel ein: »Ja, das ist besser, als ihn zu suchen. Denn da besteht eher die Gefahr, daß er uns kommen sieht oder hört und verschwindet.«

»Hab' ich auch schon gedacht«, meinte Stefan. »Es gibt nur ein Argument, das dagegen spricht.«

»Und das wäre?«

»Mein Kohldampf. Stellt euch vor, der bleibt noch zwei oder drei Stunden weg! Bis dahin bin ich verhungert.«

Gimo schlug vor: »Einer könnte in die Stadt rennen und was zu essen holen, und die anderen beiden bleiben hier.«

»Ich gehe«, bot Uwe an. »Ich wohne am nächsten. In einer halben Stunde bin ich wieder hier und bringe euch was mit.«

Schon rannte er davon.

Als er zu Hause atemlos die Treppe hinaufgerannt war und geklingelt hatte, öffnete niemand. Aber er hatte glücklicherweise einen Schlüssel. Er stürmte in die Wohnung, schnitt das noch frische Zwei-Pfund-Brot in zwei Hälften und stopfte die größere in Mutters Einkaufstasche. Dann warf er eine Wurst aus dem Kühlschrank hinterher und stellte ein Flasche Sprudel dazu.

Schon war er auf der Schwelle, da fiel ihm noch etwas ein. Er kam zurück, nahm einen Zettel, der auf dem Küchentisch lag, drehte ihn um und schrieb schnell etwas auf die Rückseite. Dann rannte er mit seiner Tasche die Treppe hinunter.

Etwa fünf Minuten später kam sein Vater zur Tür herein. Müde von der Arbeit stellte er seine Tasche in die Ecke an der Garderobe und rief: »Ist denn niemand da von meiner vierköpfigen Familie?« Als ihm niemand antwortete, fuhr er fort: »Offenbar nur das Familienoberhaupt.«

Er kam in die Küche und sah einen Zettel auf dem Tisch liegen. Er nahm ihn in die Hand und las: »Lieber Hans, falls ich noch nicht zurück bin: Dein Essen steht auf dem Herd. Bin mit Kerstin auf der Polizeistation.«

Dann drehte Herr Nagel das Papier herum und las: »Komme später, bin auf Verbrecherjagd. Habe Brot mitgenommen. Uwe.«

Herr Nagel legte den Zettel aus der Hand, sagte »Na sowas!« und schüttelte den Kopf.

Der kleine, rundliche Thorsten setzte sein Fernglas ab und rieb sich die Augen. Dann versuchte er sich vorsichtig etwas aufzurichten und rieb sich das Hinterteil. Er saß nämlich auf einem Baum, und so ein knorriger

Buchenast ist bekanntlich nicht so bequem wie ein Sessel.

»Da passiert wohl nichts mehr«, murmelte er und machte sich an den Abstieg.

Unten angekommen streckte er sich erst einmal ausgiebig. So ein paar Stunden auf einem Baum – da schlafen einem sämtliche Gliedmaßen ein.

Thorsten stapfte durch die Blätter, die knöcheltief unter den Bäumen lagen. Eine ganze Weile brauchte er, bis er endlich zu dem Fichtenwald kam. In der Schneise, die ihn von dem oberen Waldstück trennte, wuchsen die Büsche, und da hatte er sein Fahrrad versteckt.

Da vorne mußte es sein!

Tatsächlich, es stand noch da.

Gerade, als er den Schlüssel ins Schloß steckte und aufschloß, hörte er Geräusche ganz in der Nähe. Er fuhr hoch und bemerkte zwei Jungen, die auf ihn zu rannten.

Man konnte über Thorsten ja alles mögliche Abfällige sagen, und seine Freunde machten sich auch oft über ihn lustig. Aber man konnte ihm nicht nachsagen, daß er nicht flink wäre. Mit einer Reaktionsschnelle, die ihm wohl niemand zugetraut hätte, riß er das Rad aus dem Gebüsch, schwang sich darauf und fuhr davon.

Das war nun im Wald nicht ganz einfach, und immer, wenn er über eine Wurzel fuhr, erinnerte ihn sein Sattel unsanft daran, daß er schon mehrere Stunden auf einem harten Ast gesessen hatte. Aber das mußte er in Kauf nehmen. Er war schließlich auf der Flucht.

Und das mit Erfolg. Das Geschrei der beiden entfernte sich immer mehr. Thorsten wagte einen Blick zurück. Der lange Blonde war schon stehengeblieben, nur der kleine Schwarze rannte noch verzweifelt.

Gerade als Thorsten wieder nach vorn blickte und sich gerettet glaubte, stand ein anderer Junge da. Keine zehn Schritte entfernt trat er ihm plötzlich in den Weg.

Thorsten versuchte auszuweichen. Aber so schnell bekam er die Kurve nicht, auf dem Waldboden schon gar nicht. Er stürzte.

»Au!« kommentierte er das Ereignis, und fügte noch hinzu: »So'n Mist!«

Da war der Junge schon über ihm. Uwe Nagel, dieser Neue. Und kurz darauf waren die beiden anderen auch da.

»Ihr seid mir schöne Aufpasser!« lachte Uwe. Die beiden anderen, noch ganz außer Atem, schauten etwas verlegen unter sich. Thorsten kannte sie, Stefan und Gimo.

»Und jetzt zu dir, Freundchen!« sagte Uwe und gab seiner Stimme einen männlichen Klang. »Was suchst du hier im Wald?«

»Ist es etwa verboten, durch den Wald zu gehen?«

»Was suchst du hier?«

Die drei kamen bedrohlich näher.

»Nichts suche ich, ehrlich!«

»Wo warst du die ganze Zeit?«

»Ich? Och, ich bin da so... also ich bin ein wenig spazieren...«

»Lüg nicht! Du machst mir nichts vor!«

Stefan herrschte ihn an: »Raus mit der Sprache! Was hast du mit deinem albernem Fernglas beobachtet? Die Mühle, stimmt's?«

»Und wenn – ist das strafbar?«

»Gib zu, daß du dem Herrn Fellingner Streiche gespielt hast! Wir wissen nicht, welche der Sachen auf dein

persönliches Konto gehen, aber wir wissen, daß du dabei warst!«

»So, das wißt ihr? Warum fragt ihr dann so dämlich?«

Uwe trat ihn ans Bein. »Werd' nicht noch frech!«

Thorsten stand langsam auf. »Ich hab' nichts damit zu tun! Wirklich nicht!«

Gimo packte ihn am Hemd und versuchte, ihn zu schütteln. Das gelang aber nicht so recht, weil Thorsten schwerer war. Und da nach einem physikalischen Gesetz die größere Masse die größere Trägheit hat, bewegte sich Gimo mehr hin und her als Thorsten.

Gimo war wütend. »Gib's zu oder...«

»Oder was?«

»Wir hauen dich zusammen!«

»Dann wird mein Vater euch anzeigen!«

Die drei sahen sich ein bißchen hilflos an. Was sollten sie da machen? Einen mal zünftig verkloppen – gut, dafür waren sie zu haben. Aber wenn der Kerl das über sich ergehen ließ, ohne etwas zuzugeben, dann konnten sie ihn natürlich nicht noch schlimmer verprügeln. So richtig, daß Blut fließt, oder daß er sich gar was bricht. Nein, unmöglich!

»Wir werden dich einsperren!« drohte Uwe.

»Wenn ich nicht nach Hause komme, ruft mein Vater die Polizei an, und dann suchen sie mich!« triumphierte Thorsten.

Stefan boxte ihn wütend in die Seite, so daß der Betroffene »Au« schrie.

»Wenn du nicht den Mund aufmachst, dann werden wir... werden wir...« Hilflos schaute er sich um, bis sein Blick auf das Fahrrad fiel. »Dann werden wir dein Fahrrad mitnehmen.«

»Nehmt es nur mit! Ich weiß ja dann, wo es ist.«

»Oder die Luft rauslassen«, ergänzte Gimo. Aber er sagte es nicht mehr so heftig, denn er merkte wohl, daß das keine so sehr furchtbare Drohung war.

Da standen sie nun alle vier und wußten nicht weiter.

»Ich hab's!« freute sich Uwe plötzlich. »Wir werden ihm sein Fahrrad nehmen, und...«, bedächtig betonte er jedes Wort, »seine Jacke! Und seine Hose! Und sein Hemd! Und...«

Die beiden Freunde begriffen und fielen mit ein: »Sein Unterhemd! Und seine Unterhose! Und...«

»Nein, das dürft ihr nicht! Das ist gemein!«

»Und seine Schuhe! Und seine Strümpfe!«

Stefan fuhr fort: »Und dann kann er selbst entscheiden, ob er hier warten und frieren will, bis es dunkel ist, oder ob er schon im Hellen durch die Stadt nach Hause gehen will.«

»Sowas ist gemein!« empörte sich Thorsten. »Das dürft ihr nicht machen!«

»Na gut«, meinte Gimo, »wir sind ja keine Unmenschen. Den rechten Strumpf darfst du behalten.«

Schallendes Gelächter. Thorsten stöhnte nur noch: »Bitte!«

»Dann sag' uns, was du über die Angriffe auf die Mühle weißt!« Uwe hatte wieder einen strengen Ton. »Sofort!«

»Ich kann nichts sagen...«

Uwe zerrte ihm den Hosengürtel auf, Stefan stürzte sich auf die Schuhe und Gimo nestelte an seinen Hemdenknöpfen.

»Halt! Halt! Ich sag's ja!«

Die drei hielten inne.

Zaghafte begann Thorsten. »Dieser Kerl mit der Honda, der hat uns Geld angeboten.«

»Wer ist ›uns‹?« fragte Gimo.

»Na, unsere Detektivbande. Wir sollten alles mögliche anstellen.«

»Und was habt ihr angestellt?«

»Drei Fensterscheiben. Und den Gartenzaun haben wir eingerissen. Aber der steht wieder.«

»Weiter!«

»Und einmal haben wir den Handwagen in den Mühlenteich geschmissen. Das hat aber nur drei Mark eingebracht. Und dann haben wir...«

»Raus mit der Sprache!«

»Das Absperrbrett, wo das Wasser aufs Mühlrad geleitet wird...«

»Was war damit?«

»Wir haben's kaputtgemacht, und das ganze Wasser ist ausgelaufen. Da mußte dann ein Schreiner kommen, der hat es wieder repariert.«

»Und den Hund habt ihr vergiftet!«

»Den Hund? Nein! Vergiftet? Nie würden wir so etwas machen! Einen Hund umbringen! Ehrlich, ihr müßt es mir glauben!«

»Na gut. Und weiter?«

»Nichts mehr. Das heißt, bis heute. Die anderen hatten noch was vor. Aber ich war nicht dabei, weil ich den ganzen Nachmittag beobachten sollte.«

»Was hatten sie vor? Raus damit!«

»Sie wollten – sie wollten die Telefonleitung durchschneiden.«

Die drei Freunde sahen sich an. »Die Telefonleitung?« brüllte Uwe ihn an. »Bist du dir klar, was das für eine

Gemeinheit ist? Wenn nun dem alten Mann etwas passiert, und er kann keine Hilfe herbeirufen?»

Thorsten sah sehr zerknirscht aus. »Ja, wir wollten auch erst nicht. Aber der Kerl mit der Honda...«

Stefan sagte: »Wir stellen die drei zur Rede! Die sollen uns kennenlernen!«

»Jawohl!« bestätigte Gimo. »Aber was machen wir mit dem hier?«

Uwe hatte eine Idee. »Wir sperren ihn bei Opa Fellingner in den Keller. Der kann ihn dann später rauslassen, wenn wir mit den anderen dreien fertig sind.«

»Ja, und dann gucken wir gleich, wie es Opa Fellingner geht, wo er doch jetzt kein Telefon hat.«

Gesagt – getan. Uwe und Stefan stießen Thorsten vor sich her, und Gimo schob das Fahrrad.

Bei der Mühle angekommen, klingelte Uwe. Der alte Mann erschien. »Ach, ihr seid es wieder!«

»Opa Fellingner, wir wollten dir einen Gefangenen zur Bewachung übergeben. Er ist einer von denen, die die Schleuse kaputtgemacht haben und lauter so Sachen...«

»Und das Telefon haben sie heute zerschnitten!« ergänzte Stefan.

»Das Telefon? Hab' ich noch gar nicht gemerkt. Das ist ja schrecklich!«

»Ich war nicht dabei!« beteuerte Thorsten.

»Halt's Maul!« herrschte Uwe ihn an. »Opa Fellingner, wir sperren ihn in den Keller. Wir müssen nämlich mit den anderen abrechnen. Und wenn wir ihn freilassen, sind die in der Überzahl.«

Gimo erklärte, als er Herrn Fellingners zweifelndes Gesicht sah: »Nur eine Stunde oder zwei, Opa Fellingner. Dann kannst du ihn rauslassen.«

»Na, dann meinetwegen«, knurrte der Alte, und man merkte, daß ihm dabei nicht ganz wohl war.

Die drei brachten ihren Gefangenen zum Keller, schoben ihn die Treppe hinunter und riegelten zu.

Dann rannten sie davon. Das Fahrrad ließen sie stehen.

Unterwegs holte Uwe endlich das Abendbrot aus der Tasche und verteilte es gerecht.

Thorsten hörte einige Minuten später ein Klopfen an der Kellertür.

»Wer ist da?« antwortete er mit wehleidigem Klang in der Stimme.

»Hier ist Opa Fellingner. Wie heißt du, mein Junge?«

»Thorsten.«

»Na, Thorsten, dann hör' mal zu, was ich dir für ein Angebot mache. Wenn du mir fest versprichst, eine Stunde lang nicht wegzulaufen, dann hole ich dich da raus und nehme dich mit in mein Wohnzimmer. Da kannst du dann ein bißchen was essen.«

»Ich verspreche es! Ich laufe ganz bestimmt nicht weg!«

Der alte Mann riegelte auf und nahm den Jungen in Empfang. »Nun komm. Und erzähl' mir doch mal, was ihr alles so gemacht habt. Und warum. Ich möchte das gerne wissen. Das verstehst du doch sicher. Und ich hoffe ja, daß es dann damit vorbei ist.«

»Ganz bestimmt, Herr Fellingner!«

Kerstin lag im Fenster und schaute auf die Straße.

Sie war allein, denn ihre Mutter mußte noch etwas einkaufen, und weil der Supermarkt gleich schließen mußte, hatte der Vater sie schnell mit dem Auto hinge-

fahren. Jetzt war es schon nach halb sieben, aber sie waren noch nicht zurück.

Es war ein aufregender Tag heute, ging es Kerstin durch den Kopf. Hätte nie gedacht, daß es hier in Kleinhadern so spannend werden würde.

Da sah sie plötzlich Uwe und die beiden anderen Jungen, die sie im Wald kennengelernt hatte, eilig die Straße herunterkommen. Sie rannten nicht, aber sie schritten kräftig aus, und kauten dabei auf beiden Backen.

»Uwe!« rief sie, als die drei unter ihrem Fenster vorbeigingen. »Wo wollt ihr denn hin?«

Uwe blickte nur kurz auf. »Keine Zeit!« Er winkte ab und ging weiter.

»Uwe! Hör' doch mal...«

»Du kannst nicht mit! Das ist nichts für kleine Mädchen, was wir vorhaben.«

»Ich bin kein kleines Mädchen. Außerdem will ich sowieso nicht mit. Ich will's nur wissen.«

Uwe war seiner Schwester gegenüber gar nicht so feindlich eingestellt, wie ein außenstehender Beobachter manchmal den Eindruck haben konnte. Außerdem gingen ihm in diesem Augenblick die Ereignisse vom frühen Nachmittag durch den Kopf, wo sich seine Schwester so vertrauensvoll an ihn gehängt hatte. Das rief seine Beschützerinstinkte als großer Bruder in ihm wach. Er machte drei Schritte zurück und dämpfte seine Stimme etwas.

»Hör zu, Kerstin. Ich kann es dir nicht sagen, weil du es sonst Vati und Mutti erzählen würdest. Und die würden es mir dann verbieten. Kapiert?«

»Vati und Mutti sind gar nicht da, sie sind einkaufen.

Also kann ich ihnen gar nichts sagen. Also können sie dir auch nichts verbieten.«

»Na schön. Wir haben einen von der Detektivbande erwischt. Der hat gestanden, daß sie auch eine Menge bei der Mühle angestellt haben. Jetzt wollen wir zum Kinderspielplatz, wo die sich immer treffen, und wollen die anderen drei zur Rechenschaft ziehen.«

»Was ist denn das: zur Rechenschaft ziehen?«

»Na, das ist, wenn man... Ich erklär's dir ein andermal. Hab jetzt keine Zeit.«

Stefan rief auch schon: »Nun komm doch, Uwe!« Der drehte sich um und rannte hinter den Freunden her.

Kerstin rief noch: »Wollt ihr euch prügeln?« Aber sie bekam keine Antwort.

Angst stieg in ihr hoch. Wenn das nun auch so wilde Kerle waren wie der, der sie heute mittag mit dem Motorrad anfahren wollte! Und wenn es eine richtige Schlägerei gab! Im Geist sah sie schon den ganzen Kinderspielplatz voller Schwerverletzte liegen, die schrien und stöhnten und sich im blutgetränkten Sand wälzten.

Das mußte sie verhindern! Aber wie? Daß aber auch ihre Eltern gerade weg waren! Immer, wenn man sie mal brauchte, waren sie nicht da!

Kerstin irrte durch die Wohnung. Da fiel ihr Blick auf das Telefon. Kann ich jemand anrufen? ging es ihr durch den Kopf. Neben dem Apparat lag noch das Telefonbuch, aufgeschlagen bei »Kirchen und kirchliche Einrichtungen«. Der Pfarrer! Ja, das war ein prima Kerl, der würde helfen!

Schnell suchte sie die Nummer und wählte.

»Weiß«, meldete sich der Pfarrer.

»Ja, hier ist die Kerstin Nagel.«

»Kerstin, was hast du denn für ein Problem?«

»Meine Eltern sind nicht da, und da dachte ich, vielleicht können Sie helfen... also, ich meine, ehe ein großes Unglück passiert –«

»Was denn für ein Unglück?«

»Uwe und die zwei anderen, Stefan und... ääh, Dings...«

»Gimo.«

»Ja, die sind eben hier vorbeigegangen. Sie wollen sich prügeln mit den anderen, die dauernd Opa Fellingner so geärgert haben. Da vorne beim Kinderspielplatz.«

»Prügeln wollen sie sich? Haben Sie das gesagt?« fragte der Pfarrer.

»Nein, aber sie haben gesagt, sie wollen sie zur Rechenschaft ziehen.«

»Was heißt das: zur Rechenschaft ziehen?«

»Das wußte ich auch nicht, Herr Pfarrer. Uwe wollte es mir auch nicht erklären. Später, hat er gesagt...«

»Ich weiß, was ›zur Rechenschaft ziehen‹ heißt! Ich weiß nur nicht, was das in diesem Fall – ach, egal!« unterbrach er sich selbst, »ich komme!«

Er legte auf.

Langsam legte auch Kerstin den Hörer auf die Gabel. Dann faßte sie einen Entschluß. Sorge und Neugier waren daran beteiligt: Sie wollte den dreien nachlaufen.

Schnell raste sie die Treppe hinunter und die Straße entlang. Sie hatte ein ziemliches Stück zu laufen. Außer Atem kam sie an der Straßenecke an, von der aus man den Spielplatz sehen konnte.

Was sie sah, kam zwar nicht ganz an ihre schrecklichen Erwartungen heran, war aber auch so noch

schlimm genug: Die sechs Jungen kämpften miteinander. Uwe hatte Harald den Arm auf den Rücken gedreht. Der versuchte dauernd nach hinten zu treten und Uwes Schienbein zu treffen, was ihm auch immer mal gelang. Stefan und Jens standen sich in Boxerhaltung gegenüber, und jeder bemühte sich, gelegentlich einen Treffer zu landen. Gimo und Detlev wälzten sich im Ringkampf auf dem Boden, daß der Sand nach allen Seiten stob.

»Aufhören!« schrie Kerstin und rannte hinüber. »Hört doch auf! Warum schlagt ihr euch!«

Uwe war so überrascht vom plötzlichen Auftauchen seiner kleinen Schwester, daß er seinen Griff lockerte. Harald riß sich los. Aber er ging nicht zum Gegenangriff über, Kerstin war zwischen die beiden getreten, und dem Mädchen wollte er nichts tun. Die beiden Jungen standen schnaufend da und ließen die Arme runterhängen.

Jetzt stürzte Kerstin sich auf die anderen. »Aufhören! Nicht schlagen!«

Stefan röchelte: »Misch dich nicht ein, Kerstin, davon verstehst du nichts!« Aber er boxte doch nicht weiter, trat nur zwei Schritte zurück, um nicht von Jens getroffen zu werden, falls der den Waffenstillstand nicht mitmachen wollte.

In diesem Augenblick brauste ein Auto heran und hielt neben dem Schlachtfeld. Ein Mann sprang heraus und rannte auf sie zu.

»Ach, Herr Pfarrer, Sie sind's«, stellte Stefan etwas verlegen fest.

»Allerdings bin ich's. Ich muß doch mal sehen, was ihr hier für Dummheiten macht!«

»Das kann ich Ihnen erklären«, sagte Uwe. Inzwi-

schen hatten auch Gimo und Detlev ihren Ringkampf aufgegeben und kamen heran.

»Na, auf die Erklärung bin ich aber gespannt.«

»Das ist nämlich so«, begann Gimo, aber weil er noch ganz außer Atem war, mußte er eine Pause machen. Darum fuhr Stefan fort: »Diese drei gehören zu der Detektivbande. Den vierten haben wir im Wald gefangen. Er hat alles gestanden.«

»Was alles?«

»Was sie Opa Fellingner angetan haben«, erklärte Uwe.

»Und dafür wollt ihr sie verprügeln?«

»Eigentlich wollten wir sie nur – na, wie soll ich sagen...«

»Zur Rechenschaft ziehen.«

»Genau.«

»Und warum habt ihr sie dann tätlich angegriffen?«

Als keiner antworten wollte, mühte sich Gimo schließlich um eine einleuchtende Erklärung. »Wissen Sie, das kam einfach so.«

»Das kam einfach so?«

»Naja«, ergänzte Uwe, »ein Wort ergab das andere, und so kam es dann – irgendwie...«

»Schämen solltet ihr euch! Wenn ihr Opa Fellingner helfen wollt, ist das in Ordnung. Aber ihr braucht nicht als seine Rächer aufzutreten und andere Jungen zusammenzuschlagen!«

»Ha!« lachte Jens laut heraus. »Die und uns zusammenschlagen? Daß ich nicht lache!«

Detlev trat einen Schritt näher. »Wenn Sie nicht gekommen wären, Herr Pfarrer, hätten wir sie fix und fertig gemacht.«

Harald wollte nicht nachstehen. In das höhnische

Gelächter der drei anderen hinein rief er: »Jawohl, Herr Pfarrer, Sie und das Mädchen hier. Sie haben denen das Leben gerettet!« Das allgemeine Gelächter schwoll noch an.

»Ruhe!« brüllte der Pfarrer.

Merkwürdig, das wirkte.

»Was ich von eurem Verhalten denke, habe ich schon gesagt«, rügte er seine drei Jungenscharler. »Im übrigen wird sich noch eine Gelegenheit bieten, ausführlich darüber zu reden. Jetzt möchte ich noch gerne mit euch dreien ein Hühnchen rupfen.«

Die drei antworteten nicht. Nur Jens knurrte etwas Unverständliches.

»Ihr nennt euch Detektive. Habt ihr nie davon gehört, daß Detektive dazu da sind, Verbrechen aufzuklären, statt sie zu begehen? Schlechte Detektive seid ihr! Ich habe ja schon viel von euch gehört. Zum Beispiel Uwe hier hat – das kann ich ruhig sagen – mit einer gewissen Hochachtung von euch gesprochen. Aber wenn ich jetzt höre, daß ihr einem alten, wehrlosen Mann, der euch gar nichts getan hat, auf alle mögliche Weise Schaden zufügt, dann enttäuscht mich das sehr! Ihr solltet ihm lieber helfen! Keiner wäre dazu besser in der Lage als ihr! Ihr solltet all euer Können und eure detektivischen Mittel einsetzen, um die Hintermänner zu finden und der Polizei zu melden, statt euch von diesen Gaunern auch noch in Dienst stellen zu lassen! So, das war's, was ich zu sagen hatte. Und jetzt macht alle, daß ihr nach Hause kommt! Eure Eltern werden schon auf euch warten.«

Damit wandte er sich ab, um in sein Auto einzusteigen.

»Moment noch, Herr Pfarrer.« Harald wußte selbst nicht genau, warum er ihn zurückhalten wollte.

»Ist noch was?«

Keiner antwortete. Da ergriff der Pfarrer selbst noch einmal das Wort, allerdings hörbar freundlicher als eben. »Was ihr jetzt machen sollt, wollt ihr wissen, wie? Bringt die Dinge mit Herrn Fellingner in Ordnung und ersetzt ihm den Schaden. Und wenn ihr was über die Schurken im Hintergrund wißt, dann geht zur Polizei und erzählt ihr das!«

»Hm.«

»Und dann vertragt euch, ihr sechs, und arbeitet lieber Hand in Hand als gegeneinander!«

Jens blickte Detlev an. Die Ratlosigkeit stand in ihren Augen. Sie schienen zu fragen: Denkst du auch, was ich denke? Harald trat zaghaft noch einen Schritt näher und sagte leise: »Der Mann hat recht.«

»Hat er«, meinte Detlev.

»Finde ich eigentlich auch«, bestätigte Jens.

Pfarrer Weiß legte Jens den Arm auf die Schulter. »Einer deiner vernünftigsten Gedanken seit langem. So, und ihr Jungscharler, grollt diesen dreien nicht länger! Reicht euch die Hand, verbündet euch, und versucht gemeinsam, Opa Fellingner zu helfen!«

Uwe blickte den Pfarrer ganz erstaunt an. Wie konnte man jemand die Hand geben, mit dem man sich eben noch geprügelt hatte!

Aber dann dachte Uwe auf einmal daran, daß er ja eigentlich in die Bande der Detektive aufgenommen werden wollte. Jetzt war die Chance da, nicht nur gnädig angenommen zu werden, sondern gleichwertiger Partner zu sein!

Er lächelte zufrieden, als er Jens die Hand gab. Und der lächelte auch zufrieden, weil er nun auf einmal eine ehrenvolle Aufgabe für die Detektive vor sich sah. Und weil der Entschluß gefallen war, mit diesen gemeinen Anschlägen endlich aufzuhören, bei denen ihm eigentlich nie ganz wohl gewesen war.

Mitten in die allgemeine Versöhnung hinein sauste plötzlich ein blaues Fahrrad.

»Halt!« rief der kleine runde Thorsten, der daraufsaß. »Streitet euch nicht! Ich hab' eine tolle Idee! Wir könnten doch als Detektive alle zusammenarbeiten und den alten Fellingner schützen!«

Verblüfftes Schweigen ringsum.

Dann brachen alle in schallendes Gelächter aus.

»Was gibt's denn da zu lachen?« fragte Thorsten unsicher und auch ein wenig beleidigt.

»Es ist wie meistens«, lachte Jens. »Du kommst zwar ein bißchen zu spät, aber eigentlich hast du recht.«

Das verstand Thorsten nun gar nicht, und er wäre fast verärgert gewesen, als sich da alle die Hände reichten und er so dumm daneben stand, wenn nicht Kerstin ihm alles erklärt hätte. Als das erledigt war, stürzten beide sich in das Getümmel und reichten den anderen auch die Hand.

»Wie kamst du denn auf die Idee, daß wir zusammenarbeiten sollten?« fragte Jens Thorsten.

»Der Opa Fellingner hat mich drauf gebracht. Ist übrigens ein prima Kerl! Sollte man gar nicht meinen.«

Uwe entdeckte seine Schwester im Gewühl der Jungen. »Was willst du denn eigentlich hier?«

»Ich will auch mithelfen.«

»Das geht nicht!«

»Warum denn nicht?« trumpfte sie auf. »Bloß weil ich ein Mädchen bin? Schon mal was von Gleichberechtigung gehört?«

»Du bist noch zu klein.«

Harald, der sich aus den bekannten Gründen immer für kleine Mädchen einsetzte, beschwichtigte Uwe: »Laß sie doch ruhig mitmachen!«

»Sie kann uns nützlich sein«, meinte Gimo. »Außerdem hat sie schon manches zu der ganzen Entwicklung beigetragen, wenn ich das richtig sehe.«

»Der Meinung bin ich auch«, meldete sich Thorsten. Er fand Kerstin nett, und außerdem war ihm der Gedanke sympathisch, daß er dann nicht mehr der Kleinste in der Bande wäre.

»Also gut, wenn sonst alle einverstanden sind...« Uwe hörte rundum nur zustimmendes Gemurmel. Damit war die Sache geklärt.

»Jetzt laßt uns mal konkrete Pläne machen«, schlug Detlev vor.

Der Pfarrer, der bis dahin die Entwicklung der Dinge aus sicherer Entfernung beobachtet hatte, trat heran. »Entschuldigt, wenn ich mich noch mal einmische. Aber ich finde, ihr solltet besser jetzt nach Hause gehen und einen Termin für Morgen verabreden.«

»Gar nicht so verkehrt«, meinte Stefan mit einem Blick auf seine Armbanduhr.

»Wie wär's mit morgen, acht Uhr?« schlug Detlev vor.

Pfarrer Weiß meldete sich noch einmal zu Wort: »Entschuldigt, wenn ich mich schon wieder einmische. Aber wäre es nicht besser, sich erst später zu treffen, vielleicht um zehn oder um elf? Ich könnte mir denken, daß die vier Detektive noch einiges Wichtige zu erledigen

gen haben, bevor sie neue Pläne machen. Es könnte ja zum Beispiel sein, daß ihr noch was mit dem Herrn Fellingner zu besprechen hättet, und um sechs oder sieben solltet ihr da noch nicht stören.«

Betretenes Schweigen breitete sich aus. Nach einer Weile unterbrach es Thorsten mit der Bemerkung: »Auf der Post hätten wir auch noch was zu erledigen. Die machen erst um neun auf.«

Jens meinte: »Könnten wir nicht... äh... die Sache teilen. Also zum Beispiel Detlev geht zum Fellingner, stellvertretend für uns alle, und Harald erledigt das auf der Post.«

»Das könnte dir so passen!« protestierte Harald.

»Nein, Jungs«, meinte auch der Pfarrer, »so geht das nicht. Ihr müßt euch gemeinsam zu dem stellen, was ihr gemeinsam ausgefressen habt. Erstens gehört sich das so, und zweitens ist es gemeinsam auch besser durchzustehen.«

Detlev sagte: »Richtig. Also um acht hier. Und alle zusammen treffen wir uns um elf.«

»Am besten draußen bei der Mühle«, schlug Thorsten vor.

Jens hatte noch einen Einwand: »Wenn wir nun schon die ganze Sache gemeinsam – äh, sollten wir da nicht alle – wieviele sind wir denn? Acht! Sollten wir da nicht alle acht zusammen...«

Pfarrer Weiß schüttelte den Kopf. »Das solltet ihr vier tun. Uwe hat seinen Canossagang schon hinter sich.«

»Was für 'nen Gang?« fragte Kerstin.

Uwe blickte sie mitleidig an. »Noch nie was von Heinrich dem soundsovielten gehört? Tausendsiebenundsiebzig. Heinrich stand und rieb sich, wo – am Po.«

Die Erklärung nützte Kerstin allerdings nicht viel. Aber Harald half ihr: »Man sagt das so, wenn einer um Verzeihung bitten muß.«

»Ach so.«

»Also«, fuhr der Pfarrer fort, »Uwe hat seinen Canosagang schon hinter sich. Außerdem haben Stefan und Gimo – und Uwe natürlich auch – noch etwas zu tun. Etwas Wichtiges für das Gelingen der ganzen Sache.«

Er begab sich zu seinem Auto und öffnete die Tür.

»Was denn?« fragte Detlev. Und auch die drei, von denen die Rede war, sahen ziemlich ahnungslos aus.

Der Pfarrer rief herüber: »Die Geheimwaffe einsetzen!« Dabei hob er die gefalteten Hände über die Autotür, setzte sich dann hinein und fuhr davon.

Als Stefan und Gimo am nächsten Tag bei Nagels klingelten, waren Uwe und Kerstin schon bereit. Im Nu kamen sie die Treppe heruntergepoltert. Die vier machten sich auf den Weg und erreichten auch bald das Tal des Mühlenbaches.

Als sie aus dem Wald traten, bot sich ihnen ein merkwürdiger Anblick. Thorsten spaltete Holz, Detlev schob einen Rasenmäher – einen ohne Motor – am Wegrand entlang, und Jens stand bis zu den Oberschenkeln im Mühlteich. Dort holte er mit einer langen Stange Algen und Schlingpflanzen aus dem Wasser, die er zu Harald ans Ufer warf. Der sammelte sie in eine Schubkarre.

Opa Fellingner mähte hinter dem Teich mit einer Sense Brennesseln ab.

Die Freunde sahen sich an und konnten ein zufriedenes Schmunzeln nicht unterdrücken.

Es dauerte nicht lange, da standen sie zwischen den anderen.

»Guten Morgen!« rief Uwe. »Hier riecht's ja nach Arbeit!«

Jens drehte sich um und wäre dabei fast im Wasser umgefallen. »Steht nicht so faul da rum! Unsere Besprechung hat noch ein bißchen Zeit. Packt lieber mit an!«

Detlev kam keuchend heran. »Es kann mich mal einer hier ablösen. Mir geht langsam die Puste aus. Ich will mal zur Abwechslung ein bißchen Unkraut jäten.«

»Okay«, nickte Stefan und begann, den Rasenmäher zu schieben.

Uwe rief zu Thorsten hinüber: »Und was ist mit dir, Thorsten? Soll ich dich mal ablösen?«

»Ich kann zwar noch, aber wenn du unbedingt willst...«

Gimo sagte zu Kerstin: »Komm, wir wollen den beiden Anfängern mal zeigen, wie man Unkraut jätet. Das Stück, an dem wir gestern gearbeitet haben, ist bald fertig.«

Jens rief herüber: »Noch eine gute halbe Stunde, dann sind wir hier fertig. Den Rest machen wir dann später – morgen vielleicht.«

Es dauerte allerdings noch fast eine Stunde, bis sie sich am Wasserhahn trafen, um die Spuren ihres Arbeitseinsatzes zu beseitigen. Jens fror an den Beinen, Stefan schwitzte so, daß ihm der Schweiß den nackten Oberkörper herunterlief, Thorsten tat der Rücken weh, und Kerstin hatte sich an einer Distel gestochen. Aber irgendwie waren sie doch alle acht zufrieden.

Opa Fellingner kam lächelnd auf sie zu.

»Also wirklich, was ihr heute in der kurzen Zeit

geschafft habt, dazu hätte ich fast den halben Sommer gebraucht. Ihr wart großartig!«

»Morgen machen wir weiter, Opa Fellingner! Sie sollen mal sehen, bald ist das alles...«

»Ihr sollt ruhig ›du‹ zu mir sagen. Im übrigen: übertreibt es mal nicht! Ihr seid ja solche Arbeit nicht gewöhnt.«

»Versprochen ist versprochen!«

Thorsten sagte: »Und ich schicke meinen großen Bruder, wegen der Fensterscheiben. Der macht das ganz ohne Geld. Der ist mir nämlich noch was schuldig. Ich hab' ihm im letzten Winter dreimal einen großen Dienst erwiesen.«

»Was denn für einen Dienst?« fragte Harald skeptisch.

»Wenn meine Eltern nicht da waren, hat er seine Freundin eingeladen. Da mußte ich in mein ungeheiztes Zimmer gehen, den ganzen Abend. Und die beiden saßen gemütlich in der warmen Wohnstube. Er hat mir versprochen, er wollte mir dafür auch mal einen Gefallen tun. Jetzt ist er dran!«

Alle lachten.

Uwe meinte: »Wie ich euch Detektive kenne, konnte dein großer Bruder sowieso seine Geheimnisse nicht vor euch hüten.«

»Ich weiß alles!« prahlte Thorsten.

»Die Hälfte aber von mir!« sagte Jens.

Uwe wunderte sich: »Von dir?«

»Kunststück! Die Freundin ist meine große Schwester.«

Opa Fellingner sagte: »Jetzt habt ihr alle Wasser getrunken, da müßt ihr vorsichtig sein mit Obst. Aber ein Stück Kuchen kann ich euch anbieten. Wollt ihr?«

»Gern«, nickte Kerstin, die mit Opa Fellingens Kuchen schon einschlägige Erfahrungen hatte, und Detlev meinte: »Wenn Sie ... äh, wenn du was übrig hast.«

Kurz darauf saßen sie auf der frisch gemähten Wiese neben dem Gartenzaun und aßen Kuchen. Sie waren damit so intensiv beschäftigt und so sehr ins Gespräch vertieft, daß sie ihre verschiedenen Beschwerden völlig vergessen hatten.

»Also eins ist klar«, sagte Harald. »Heute nachmittag kommt Honda.« Seine Backen glühten, und es war schwer zu raten, ob das von seiner Begeisterung und dem Jagdfieber kam, oder ob es die Spuren seines verzweifelten Kampfes mit der Schubkarre waren.

Jens bestätigte Haralds Gedankengang: »Und das ist eine Chance, die wahrscheinlich so schnell nicht wiederkommt.«

»Entschuldigt mal die dumme Frage«, unterbrach Uwe. »Woher wißt ihr denn so genau, daß er heute nachmittag kommt?«

Jens antwortete für die anderen: »Ja, weißt du, das ist – äh – das ist wegen – naja, wir haben doch die Telefonleitung gekappt.«

»Ah – ich verstehe! Und da ist heute Zahltag!«

»So war es verabredet. Am Kinderspielplatz. Fünfzig Mark.«

»Donnerwetter!«

Stefan meinte: »Du hast recht, das ist die beste Chance, ihn zu erwischen. Wir müssen es der Polizei sagen.«

»Der Polizei?« fragte Thorsten gedehnt. »Wenn wir alle zusammen über ihn herfallen, können wir das auch selbst erledigen.«

»Können wir vielleicht, dürfen wir aber nicht. Seid vernünftig, Leute! So was ist nichts für uns. Und wenn wir ihn wirklich erwischen sollten, müßten wir ihn nachher sowieso der Polizei abliefern.«

»Stefan hat recht«, meldete sich Jens. »Das ist Sache der Polizei. Aber wenn wir ihn in die Falle locken, sind wir ja schließlich auch am Erfolg beteiligt.«

Uwe nahm sich noch ein Stück Pflaumenkuchen vom Teller, biß hinein und ließ sich mit vollen Backen vernehmen: »Wenn wir den erwischt haben, muß er sagen, wer oder was dahintersteht. Vielleicht ist dann der ganze Spuk schnell beendet, und wir müssen gar nicht Wache schieben.«

Dem aufmerksamen Leser wird im weiteren Verlauf der Geschichte nicht entgehen, daß an dieser Stelle zum letzten Mal von einer Nachtwache die Rede war. Arbeit macht sehr müde, besonders, wenn sie mit solchem Eifer geschieht. Und wer müde ist, muß natürlich auch schlafen.

»Na, auch gut«, meinte Harald, und Gimo berichtete: »Um so besser. Aber wenn das nicht zum Erfolg führt, müssen wir überlegen, ob es noch einen anderen Weg gibt, an die Kerle ranzukommen.«

»Das hört sich an, als hättest du schon eine Idee«, stöhnte Detlev, während er seinen schmerzenden Rücken vorsichtig an den Gartenzaun lehnte.

»Wir haben gestern schon mal darüber gesprochen. Wir müßten eventuell die vier Leute unter die Lupe nehmen, die das Haus kaufen wollen. Die haben nämlich einen Grund. Und ihr wißt ja als Detektive, daß man zuerst immer fragen muß: Wer hat ein Motiv?«

Kerstin sprang auf.

»Ich frage mal Opa Fellingner, wer das war. Einen kenne ich ja«, sagte sie.

»Was, du kennst einen?« So und ähnlich fragten mehrere der Jungen durcheinander.

»Ja, ich hab' zwei Männer kurz gesehen. Sie waren mit so einem schnellen Flitzer hier, so einer mit fünftausend PS oder so.«

»Wieviel? Fünftausend? Du spinnst wohl!« rügte Uwe seine Schwester, und die anderen lachten.

»Naja, vielleicht waren's auch weniger. Ich meine ja nur, es war ein unheimlich schnelles Auto. Als er losgefahren ist, da sind die Steinchen nur so weggeflogen, und hinterher war die Spur auf dem Weg.«

Jens erkundigte sich: »Zwei Männer saßen drin?«

»Ja, und Opa Fellingner sagt, sie wollten aus seiner Mühle ein Restaurant machen, wo man ganz vornehm essen kann.«

»Würdest du sie wiedererkennen?«

»Vielleicht. Ich weiß es nicht genau. Aber den einen würde ich bestimmt an seiner Stimme erkennen. Die schnarrte so wie – wie – ich weiß nicht wie. Das war der Chef.«

»Hm. Na, dann frag mal Opa Fellingner, ob er uns noch mehr sagen kann. Und wer die anderen drei sind.«

Es dauerte nicht lange, da kam der alte Mann zu ihnen herüber. Kerstin begleitete ihn und hatte zwei von den vier jungen Kätzchen auf dem Arm. »Kennt ihr die schon? Das ist Alpha, und das ist Gamma.«

»Ich kenne nur Gammastrahlen«, knurrte Jens, »aus Science-fiction-Filmen, oder wie das heißt.«

»Aus was für Filmen? Läuft da ein Film über Katzen?«

»Zur Sache!« mahnte Uwe. »Opa Fellingner, wir woll-

ten gerne wissen, wer die vier Leute sind, die sich noch für das Haus interessieren.«

Herr Fellinger setzte sich auf den Gartenstuhl, den Harald eilfertig herbeigeht hatte.

»Naja, vier ist vielleicht übertrieben. Einer hat sich nur mal umgeschaut und hat mich gefragt, ob das Anwesen nicht zu verkaufen wäre. Und als ich sagte: nein, da hat er nur gemeint, das fände er sehr schade. Es wäre ja ein paradiesisches Plätzchen. Er hätte Geld genug, wenn ich's mir noch anders überlegen sollte, dann sollte ich's ihm sagen. Aber er hat mir dann nicht mal seine Adresse dagelassen.«

»Den können wir also abhaken«, stellte Stefan nachdrücklich fest.

Opa Fellinger fuhr fort: »Ich sagte ihm, wenn er Geld genug hätte, könnte er sich doch ein schönes Haus bauen. Aber er verneinte das. Für ein Haus in so schöner Lage mitten im Wald kriegt man keine Baugenehmigung. Und er wollte so gern in der Natur wohnen.«

»Aber von den anderen dreien haben Sie ... hast du die Adressen?« wollte Jens wissen.

»Moment mal, laßt mich mal überlegen! Nein, hab' ich nicht. Ich hab' nur die Adresse und die Telefonnummer von dem aus Darmstadt. Er hat mir eine Visitenkarte gegeben. Den anderen – allerdings habe ich auch sehr deutlich gesagt, daß es keinen Zweck hätte, ich wollte nicht verkaufen. Das heißt, der eine sagte, er wollte sich noch mal melden ... Kinder, wenn ihr mich so fragt, da kommt mir ein seltsamer Gedanke!«

»Was denn für ein Gedanke?«

»Ich muß mal nachdenken. Also der Mann aus Darmstadt hat mir für das Haus mit Grundstück – das ganze

Gelände gehört dazu bis da drüben hin – 650 000 DM geboten.«

»Ooooh!« staunten die Jungen. »Mann, das ist aber eine Menge Geld!«

»Das ist gar nicht so erstaunlich. So viel ist das sicher auch wert. Viel erstaunlicher ist, daß die anderen beiden, die mir ihre Adresse nicht genannt haben, wesentlich weniger geboten haben. Einer wollte nur 350 000 DM bezahlen und der andere – ich weiß es nicht mehr genau, aber jedenfalls auch unter 500 000.«

»Was ist denn daran erstaunlich?« fragte Uwe. »Die hatten sicher nicht so viel.«

»Ich kam auf einmal auf die Idee, ob die anderen beiden nicht nur Strohmänner waren.«

»Wie denn: Strohmänner?«

»Sie waren vielleicht nur von dem Mann aus Darmstadt hergeschickt, sollten Interesse heucheln und einen niedrigen Preis nennen. Auf diese Weise sollte mir dann der Preis, den der Mann aus Darmstadt bot, besonders günstig erscheinen. Der hat sicher gedacht: So ein alter Mann versteht nicht viel davon, den kann man leicht übers Ohr hauen...«

»Das wäre ja...!«

»Gemein, sowas!«

»Auf was für Ideen manche kommen!« Die Empörung war allgemein.

»Moment mal, ich weiß ja nicht, ob es so ist. Es ist nur so ein Gedanke, weil sie mir keine Adresse... na, ist ja auch gleich. Ich verkaufe sowieso nicht.«

»Ich hab' da noch 'ne Frage, Opa Fellinger«, ergriff Thorsten nach einer Weile das Wort. »Wenn du mal stirbst...«

Jens stieß ihn in die Seite.

»Was ist denn, warum boxt du mich denn?« empörte sich Thorsten.

Opa Fellingner lachte. Sein ganzes Gesicht war voller lustiger Falten. »Weil die Leute oft meinen, es wäre respektlos, zu einem alten Mann von seinem Tod zu reden. Darum hat Jens dich angestoßen. Aber ihr könnt ruhig davon reden. Mir macht es nichts aus. Was wolltest du wissen, Thorsten?«

»Äh – wenn du mal stirbst – irgendwann mal vielleicht in hundert Jahren oder so...«

Jetzt lachten alle. Thorsten ärgerte sich ein bißchen. Aber der alte Mann rückte mit seinem Stuhl näher und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Was ist denn, wenn ich sterbe, Thorsten?« Und er lachte ihn aus seinen guten Augen freundlich an.

»Ich meine, wem gehört dann das alles hier?«

»Ja, wem gehört es! Ich habe keine Kinder. Aber eine Nichte habe ich. Sie ist in Bayern verheiratet und hat selbst schon wieder Kinder. Sie wird das Haus dann wohl erben. Aber ich muß gestehen, ich habe mir bisher nur wenig Gedanken darüber gemacht. Ich hatte auch eigentlich vor, noch ein paar Jahre dieses schöne Tal zu genießen.«

»Du mußt noch lange leben, Opa Fellingner!« sagte Kerstin. Man merkte richtig, wie ihr der Wunsch aus tiefstem Herzen kam.

»Wenn Gott es schenkt, freue ich mich. Und wenn er es anders will, ist es auch gut. Er macht keine Fehler.«

Gimo stand auf. »Also, es ist ja schön hier, aber das ändert nichts daran, daß ich Hunger habe. Ich muß jetzt heim zum Mittagessen.«

»Gute Idee!« meinte Uwe. »Komm, Kerstin!« Auch die anderen erhoben sich.

Anscheinend hatten sie sich von ihrem Arbeitseinsatz schon wieder erholt, denn als sie sich von dem alten Mann verabschiedet hatten, rannten sie los, als könnten sie schon das Gulasch auf Mutters Herd riechen.

Nur Harald stellte noch schnell den Gartenstuhl an seinen Platz und sagte zu Opa Fellingner: »Vielen Dank für alles! Besonders, daß Sie uns so... na, Sie wissen schon. Und morgen kommen wir bestimmt wieder!«

Er winkte und rannte hinter den anderen her.

Jens, Detlev, Harald und Thorsten saßen auf dem Mäuerchen und bemühten sich, möglichst normal auszusehen. Innerlich waren sie allerdings angespannt wie eine Gummizwille kurz vor dem Abschluß.

Vorsichtig schauten sie sich immer mal um. Von der Polizei war nichts zu sehen. Hoffentlich war sie auch da, wie verabredet!

Gimo schlenderte vorbei. Als stände der Motorradfahrer, der sie nicht hören durfte, nur ein paar Meter entfernt, flüsterte er: »Alles klar. Die Polizei wartet um die Ecke.« Die vier nickten im Chor. Gimo wanderte weiter.

Noch eine Viertelstunde mußten sie warten.

Jedesmal, wenn sich Motorengebrumm näherte, lauschten sie – bis sie feststellten: wieder nichts!

»Da kommt er!« sagte Detlev plötzlich.

Tatsächlich – das bekannte Motorradgeräusch wurde immer lauter. Und schon bog er um die Ecke, brauste heran und bremste vor den vieren.

»Habt ihr alles erledigt?«

»Na klar!« antwortete Jens möglichst lässig.

»Na, dann wollen wir mal probieren.« Er stieg von seinem Motorrad und schritt gemächlich hinüber zur Telefonzelle.

Die vier Jungen sahen sich an und sahen sich um.

Jens flüsterte: »Bleibt ihr hier!« Dann stand er auf und folgte dem jungen Mann.

Der ließ die Tür zur Telefonzelle etwas offen. Jetzt suchte er im Telefonbuch, warf zwei Groschen ein und wählte.

»Es klingelt! Die Leitung ist nicht kaputt!«

»War sie aber. Sie ist inzwischen wieder repariert.«

»Wir werden sehen.« Pause. »Herr Fellingner? Ja, hier ist die Post. Wir wollten nur mal kontrollieren, ob die Leitung wieder in Ordnung ist... Schön... Und von wann bis wann war sie unterbrochen? Ich brauche das wegen der Bücher... Ist gut, alles klar. Danke schön, auf Wiederhören!«

Der junge Mann trat auf die Straße. Da stand ein Polizist und fragte ihn freundlich: »Gehört Ihnen das Motorrad da drüben?«

»Ja.«

»Dürfte ich mal Ihre Papiere sehen?«

»Aber gern. Kommen Sie bitte mit, ich hab' sie da in der Seitentasche.«

Gemächlich ging er zu seiner Honda hinüber, der Polizist folgte ihm dicht auf den Fersen, allerdings von der Gelassenheit des jungen Mannes leicht verunsichert.

Der zog jetzt etwas aus der Seitentasche seines Motorrades und gab es dem Beamten. Während er sich auf den Sitz schwang und den Motor antrat, sagte er: »Ich bin

nur auf der Durchfahrt und mußte mal telefonieren.«

Der Polizist suchte währenddessen immer noch in der billigen Briefftasche aus Kunststoff nach Führerschein und Fahrzeugpapieren, fand aber nur verschiedene Zettel, Werbeprospekte und dergleichen, die ihm aus allen möglichen Nebenfächern entgegenfielen. »Wo ist denn...« sagte er gerade, da ließ der junge Mann die Kupplung los und gab heulend Gas.

Instinktiv packte ihn der Beamte an der Lederjacke. Aber als das schwere Motorrad davonschnellte, konnte er es nicht verhindern:

Die Honda brauste um die Ecke und war nicht mehr zu sehen. Der Polizist rannte zu seinem Wagen, wo sein Kollege schon eifrig ins Funkgerät sprach. Er stieg schnell ein, und die beiden fuhren hinter dem Motorrad her. Es sah allerdings nicht sehr erfolgversprechend aus.

Die Jungen waren von ihren Sitzplätzen aufgesprungen.

»Das darf doch nicht wahr sein!«

»Sind die denn noch zu retten, den einfach entwischen zu lassen!«

»Mann o Mann, jetzt ist er weg!«

Stefan, der mit Gimo hinter einer Hausecke zugesehen hatte, kam angerannt und machte seiner Empörung Luft: »Das ist doch nicht zu glauben! Den einfach nicht zu fassen! Haben ihn eigentlich schon und lassen ihn wieder laufen!«

»Na«, sagte Thorsten sanft, »es kann ja mal vorkommen, daß man einen entwischen läßt, nicht wahr, Stefan und Gimo?«

»Naja«, erwiderte Stefan sehr richtig und wendete sich verlegen ab.

Bei Opa Fellingner war wieder großer Arbeitseinsatz.

Es war Samstag, deshalb konnte auch Thorstens großer Bruder dabeisein. Er hatte sich tatsächlich bereiterklärt, die Scheiben einzusetzen. Am Freitagabend hatte er sie noch ausgemessen, heute morgen hatte er sie besorgt und mit seinem alten Renault 4 hergebracht. Jetzt arbeitete er überall im Haus, assistiert von Thorsten und Jens.

Da es ein wenig regnete, hatte Opa Fellingner angeordnet, daß heute, wenn überhaupt, nur im Haus gearbeitet werden sollte. So waren denn Stefan, Gimo und Harald dabei, auf dem Boden aufzuräumen, wo eine Unmenge Gerümpel herumlag.

Opa Fellingner hatte sie zwar eindringlich gemahnt, nichts wegzuwerfen, das er nicht ausdrücklich freigegeben hätte. Aber es gab so viele Scherben und wurmstichige hölzerne Gegenstände, die sie die Treppe hinunterbringen konnten, daß der Handwagen draußen bald voll war.

Harald und Detlev halfen in der Wohnung: Sie hantierten mit Staubsauger und Putzlappen in Ecken herum, in die Opa Fellingner nie kam, weil er sich nicht mehr so gut bücken konnte. Kerstin zeigte beim Abwasch in der Küche einen Eifer, über den sich ihre Eltern nur gewundert hätten, wenn sie ihn hätten beobachten können.

Das Telefon klingelte.

Herr Fellingner meldete sich.

»Ja, mache ich. Einen Moment bitte.« Er legte den Hörer daneben und rief: »Jens! Wo bist du denn? Jens!«

»Hier oben bin ich.«

»Deine Mutter ist am Telefon. Sie will dich sprechen.«

Jens ließ den Klumpen Fensterkitt fallen, mit dem er gerade eine Scheibe verkitten wollte, und rannte die Treppe hinunter.

»Mutti? Was ist?«

»Hör' mal, Junge, da hat eben ein Mann angerufen und nach dir gefragt. Er sagte, ihr wärt gestern verabredet gewesen, aber es wäre was dazwischengekommen. Er hätte mit seinem Motorrad schnell wieder wegfahren müssen. Weißt du, worum es sich handelt?«

»Allerdings! Und was wollte er?«

»Er hätte noch was Wichtiges mit dir zu besprechen, und du möchtest ihn bitte anrufen. Er hat mir eine Nummer hinterlassen.«

»Eine Nummer? Das wundert mich aber!«

»Warum?«

»Ach, nichts weiter. Hast du ihm gesagt, wo ich bin?«

»Nein, du hattest mir ja mal wieder nicht gesagt, wo du hingehst. Aber ich war sicher, daß ich das bei Haralds Eltern erfahren könnte, denn die wissen es meistens. Ich habe ihm nur gesagt, daß ich versuchen wollte, dich zu erreichen, und daß du ihn in der nächsten halben Stunde anrufst. Das ist aber jetzt auch schon zehn Minuten her. Ich mußte dich ja erst ausfindig machen.«

»Okay, Mutti, dann gib mir doch mal die Nummer.«
Jens nahm Stift und Zettel, die neben dem Telefon lagen, und notierte. »Vielen Dank!« sagte er dann noch, und als seine Mutter fragte, worum es sich denn handele, tröstete er sie auf eine spätere Erklärung und hängte ein.

Zwei Minuten später hatte sich die erstaunliche Kunde, daß der Hondafahrer angerufen werden wollte, im ganzen weitläufigen Haus verbreitet. Alle sammelten sich im Flur ums Telefon.

»Eins ist klar«, meinte Gimo, »das ist nicht seine private Nummer. Er muß doch damit rechnen, daß wir sie der Polizei melden, und die kriegt dann raus, wo er wohnt.«

»Vielleicht eine Telefonzelle«, vermutete Harald.

Uwe meinte: »Ja, oder ein Apparat in einer Fabrik oder einem Büro, oder bei einem Bekannten, der nicht zu Hause ist, oder irgend sowas. Dafür spricht, daß er innerhalb einer halben Stunde angerufen werden wollte.«

»Auf jeden Fall scheint er nicht begriffen zu haben, daß wir mit der Polizei gemeinsame Sache gemacht haben«, sagte Jens.

Harald wiegte den Kopf hin und her. »Vielleicht will er uns aber auch Vorwürfe machen.«

»Halte ich für unwahrscheinlich«, antwortete Jens. »Das würde er sich keinen Anruf mit all seinen Risiken kosten lassen. Außerdem ist es ja gut möglich, daß er meint, der Einsatz der Polizei hätte nichts mit uns zu tun. Er muß ja auch denken, daß wir uns selber schaden, wenn wir die Sache melden.«

»Jetzt redet nicht so lange!« drängte Gimo. »Ruf ihn an!«

»Sei doch nicht so ungeduldig! Wir müssen erst überlegen, damit wir nichts verkehrt machen.«

»Was gibt's denn da verkehrt zu machen?«

Stefan mischte sich ein. »Wir könnten die Nummer auch der Polizei geben.«

Der Vorschlag fand keine breite Zustimmung.

»Polizei?«

»Die hat ihn schon mal durch die Lappen gehen lassen!«

»Wir wissen ja noch gar nicht, was er will.«

»Außerdem drängt die Zeit!«

»Na gut«, sagte Jens, »ich rufe an. Aber daß ihr ja still seid! Ich muß mich konzentrieren. Und außerdem darf er keine weiteren Stimmen hören.«

Alle versicherten ihm, daß sie mucksmäuschenstill sein wollten, und Jens wählte.

»Ja?« meldete sich eine Stimme, die Jens allerdings nicht sehr bekannt vorkam. Er hatte sie bisher nur aus dem Motorradhelm gehört.

»Hier ist Jens Faber. Ich soll dich anrufen.«

»Okay. Ich war nicht sicher, ob ich es richtig getroffen hatte. Konnte mich nur schwach erinnern, daß du Faber heißt. Bist du allein?«

»Nein, meine Freunde sind auch hier.«

»Okay. Ihr habt ja gestern gesehen, daß ich von der Polizei verjagt worden bin. Ich denke, ich sollte mich mal eine Weile nicht bei euch in Kleinhadern sehen lassen. Andererseits... Naja, offen gesagt, ich stehe unter Zeitdruck. Ich muß meinem Auftraggeber sehr bald Erfolge vorweisen.«

»Was für Erfolge?«

»Frag' nicht so blöd! Jedenfalls sollt ihr noch mal ein Ding drehen oder zwei. Außerdem kriegt ihr ja noch die fünfzig Mark. Ihr habt ja das letzte Mal saubere Arbeit geleistet.«

»Ich weiß nicht...«

»Mensch, Jens, das nächste Mal sind zweihundert Mark drin! Oder auch noch mehr!«

Uwe hatte sein Ohr in der Nähe des Hörers und war darum der einzige, der außer Jens hören konnte, was am anderen Ende der Leitung gesagt wurde. Jetzt bedeutete

er Jens durch heftiges Kopfnicken, daß er auf das Angebot eingehen sollte.

»Das hört sich recht verlockend an«, meinte Jens zögernd. »Worum handelt es sich denn?«

»Das sag' ich euch noch. Wir müssen uns treffen. Aber wo ganz anders. Habt ihr Fahrräder?«

»Natürlich! Was denkst du denn!«

»Wenn man die Straße von euch in Richtung Grünfeld fährt, kommt man an eine Kreuzung, wo aus fünf oder sechs Richtungen Straßen und Wege zusammentreffen. Da ist so eine große Linde und...«

»Am ›vielarmigen Wegweiser‹? Kenn ich doch!«

»Alles klar. Wartet da morgen um drei auf mich. Ich komme da hin.«

»Gut, machen wir. Und wenn noch was sein sollte, daß es zum Beispiel aus irgendeinem Grund nicht klappt, kann ich dich dann unter dieser Nummer erreichen?«

»Untersteh' dich, hier anzurufen! Das ist nicht meine Nummer, und die geht dich einen feuchten Keks an!«

»Schon gut, ich meine ja nur...«

»Wenn einer nicht kann, kommen halt die übrigen. Sonst noch was?«

»Ich denke, es ist alles klar.«

»Und zu keinem irgendein Wort darüber!«

»Kein Wort! Bleibt unser Geheimnis!« Der andere legte auf und Jens auch.

»Was ist?« »Was hat er gesagt?«

»Was will er?« bestürmten ihn alle. Jens erstattete möglichst genau Bericht, und Uwe half ihm dabei.

»Und was machen wir jetzt?« Thorsten faßte nur die allgemeine Ratlosigkeit in Worte.

»Wenn ich das wüßte«, antwortete Jens.

»Der Ort ist genial gewählt«, stellte Harald fest.
»Wenn er merkt, daß irgendwas nicht stimmt, kann er nach sechs Richtungen davon.«

»Ich hätte da so eine Idee...«, sagte Uwe zögernd,
»... und weiß natürlich nicht, ob das geht.«

»Sag' schon!«

»Angenommen, nur zwei von euch erwarten ihn an dem ›vielarmigen Wegweiser‹. Dann sind wir übrigen noch sechs Personen. Wir könnten an jedem Zufahrtsweg einen postieren und zwar immer an der ersten Kreuzung. Auf diese Weise können wir beobachten, wo er herkommt, beziehungsweise hinfährt.«

»Gut«, stimmte Jens zu, »damit haben wir ein ganz klein wenig das Problem gelöst, daß wir ihn nicht verfolgen können. Aber sehr weit kommen wir damit nicht. Er wird sicher nicht in einem Dorf im näheren Umkreis wohnen.«

Stefan überlegte: »Wir könnten noch mehr tun. Der Treffpunkt liegt im Westen. Ich vermute, daß dann sein Wohnort nicht im Osten liegt, denn dann müßte er hier durchfahren.«

»Stimmt!« bestätigte Detlev.

Uwe sagte: »Ich kenne mich hier noch zu wenig aus. Kerstin, frag' doch mal Opa Fellingner, ob er eine Karte hat.«

Kerstin rannte in die Küche und kam kurz darauf mit einer Wanderkarte wieder, die zwar nicht sehr übersichtlich war, dafür aber genau.

»Sie ist ein bißchen veraltet, sagt Opa Fellingner.«

»Macht nichts. Komm, wir breiten sie hier auf dem Fußboden aus!«

Sie knieten sich nieder und strichen den Bogen nach allen Seiten glatt. Dann erklärten die »Eingeborenen« Uwe und Kerstin die Lage.

»Ich hab 'ne Idee!« platzte Jens plötzlich heraus. Aber dann fügte er merklich leiser hinzu: »Ach nein, das geht nicht. Weil wir das Funkgerät noch nicht haben.«

»Was denn für'n Funkgerät?« fragte Gimo.

»Wir haben gespart und wollten uns gemeinsam ein gutes Funkgerät kaufen. Für unsere Detektivaufgaben, verstehst du? Im Radiogeschäft haben sie eins. Aber es fehlen noch ungefähr dreißig Mark. Mit dem Geld von ›Honda‹ hätte es gereicht.«

»Sag' doch mal, was du vorhattest!«

»Man könnte einen von uns auf dem Aussichtsturm postieren.« Jens zeigte mit dem Finger auf einen bestimmten Punkt der Karte. »Der steht hier. Von da aus kann man alle Straßen im weiten Umkreis beobachten. Nicht auf ganzer Länge zwar, aber stückweise. Wenn der Beobachter die Honda kommen sieht – mit dem Fernglas dürfte das kein Problem sein – dann müßte er über Funk an einige von uns Bescheid geben. Die müßten dann mit den Rädern schnell in die Richtung fahren, aus der er gekommen ist, und die nächsten Kreuzungen besetzen. Ich würde ihn am ›vielarmigen Wegweiser‹ möglichst lange aufhalten.«

Stefan war begeistert. »Das geht! Ich war schon oft mit meinen Eltern auf dem Aussichtsturm. Man sieht wirklich unheimlich weit. Wenn eine Gruppe von uns hier in Grünfeld stationiert wird und die andere in Breitenbach, dann müßten wir nur Bescheid kriegen, wo er herkommt...«

»Angenommen, er kommt hier rauf, dann würde die

Gruppe von Breitenbach sofort ausschwärmen und da und da und da warten. Eine Viertelstunde wird reichen, bis ihr da seid. Wenn einer ihn zurückkommen sieht, versucht er noch, ihn zu verfolgen. Das wird nicht viel bringen, aber wenn wir schon so weit sind, ist schon viel geholfen. Auf diese Weise können wir ein Gebiet von fast zwanzig Kilometern um den Treffpunkt kontrollieren.«

»Ja, und wenn er zum Beispiel hier lang kommt, dann fahren wir von Grünfeld aus nach Waldheim und nach Nesselbach, und wenn er...«

So schmiedeten sie mit roten Ohren begeistert ihre Pläne, bis Thorsten sie erinnerte: »Aber das Funkgerät!«

»Ach ja, das Funkgerät haben wir noch nicht! Wie sollen wir Nachricht vom Aussichtsturm kriegen?«

Uwe meinte gelassen: »Wenn's nur um dreißig Mark geht – die kann ich noch drauflegen. Ich hatte ja schon lange für ein Teleobjektiv gespart. Aber das wird vorläufig sowieso nichts.«

»Mensch, das wäre toll!« freute sich Detlev. »Dann wird es reichen. Aber es muß schnell jemand hin. Heute ist Samstag, da machen ja die Geschäfte schon um ein Uhr zu.«

Es wurde kurz beraten, und dann sausten Thorsten und Uwe los. Die anderen wollten noch die angefangenen Arbeiten fertig machen. Aber am Nachmittag wollten sie sich wieder treffen. Es mußten ja noch genaue Einsatzpläne ausgearbeitet werden.

So begeistert waren sie von ihrem Plan, daß es ihnen schwerfiel, sich aufs Staubwischen und Möbelrücken zu konzentrieren. Aber es mußte nun mal sein. Versprochen ist versprochen.

Es war ein herrlicher Sonntag. Die Sonne schien, die Luft war klar und nicht zu heiß, ein paar weiße Wölkchen segelten über den tiefblauen Himmel.

Überall waren Spaziergänger unterwegs.

Auch auf den Aussichtsturm, von dem man einen herrlichen Blick übers Land hat, stiegen immer wieder Gruppen von Ausflüglern. Sie wunderten sich über einen etwa elfjährigen, kleinen, rundlichen Jungen und ein etwas jüngeres Mädchen, die auf der Umfassungsmauer lehnten und mit einer unbeschreiblichen Geduld durch ihre Ferngläser die Gegend absuchten.

Andere Spaziergänger, die die schönen renovierten Fachwerkhäuser von Grünfeld bewundern wollten, schüttelten den Kopf über zwei Jungen, die die einzige Telefonzelle des Dorfes belagerten.

Die einzige Telefonzelle des Dörfchens Breitenbach stand in dem einen Brennpunkt einer Elypse, die zwei andere Jungen mit ihren Fahrrädern fuhren. Den anderen Brennpunkt – eine Elypse hat ja bekanntlich immer zwei davon – bildete ein Misthaufen. Der eine der beiden Jungen hatte ein krächzendes Ding auf dem Gepäckträger.

Die Wanderer, die in der Nähe des »vielarmigen Wegweisers« ein Picknick einlegen wollten, sahen sich zwei Jungen gegenüber, die mit lautem Gejohle über die Fläche tollten. Verschreckt zogen die Wanderer weiter, nicht ohne den Verdacht, daß jene Buben absichtlich laut waren, weil sie unter sich bleiben wollten.

Auf einmal kam Bewegung in die kleinen Gruppen, und zwar nach einem bestimmten System, das allerdings die harmlosen Spaziergänger nicht erkennen konnten.

Zuerst stieß Kerstin – denn um diese handelte es sich auf dem Turm, wie der aufmerksame Leser sicher schon bemerkt haben wird – Kerstin also stieß einen leisen Schrei aus und zeigte in eine bestimmte Richtung. Thorsten, ihr Begleiter, richtete sein Fernglas auf den angegebenen Punkt und sagte: »Das ist er!«

Dann hob er den Apparat, der zu seinen Füßen gestanden hatte, auf die Brüstung des Turms und nahm ein Mikrofon heraus.

»Hallo, Harald! Hallo, Harald!«

Einige Kilometer entfernt stoppte der Angeredete sein Fahrrad, hob das Mikrofon von dem Gerät ab, das er auf dem Gepäckträger festgeschnallt hatte, und meldete sich.

»Ich höre dich. Siehst du ihn?«

»Er ist anscheinend von der B 149 abgebogen. Jedenfalls kommt er auf der Straße nach Laubesheim gefahren.«

»Alles klar. Plan sieben tritt in Kraft.«

Uwe, der andere Elypsenfahrer, hatte schon sein Fahrrad an die Telefonzelle gelehnt und ging nun hinein. Er hob den Hörer ab, warf zwei Groschen ein und wählte.

»Aktion Honda«, meldete sich eine Jungenstimme.

»Hallo, Stefan! Er ist gesichtet worden. Fährt eben von der B 149 her nach Laubesheim rein. Das heißt also: Plan sieben.«

»Alles klar, wir sind schon unterwegs!«

An beiden Enden wurde aufgelegt, und vier Radfahrer preschten davon.

Die beiden auf dem Turm verfolgten den Motorradfahrer auf seinem Weg durch die Dörfer – soweit es die

Sicht zuließ – und zwischen Wiesen und Feldern hindurch. Es gab keinen Zweifel, daß es der war, auf den sie gewartet hatten. Er strebte dem Kreuzungspunkt zu, den man den »vielarmigen Wegweiser« nannte, nicht weit vom Aussichtsturm entfernt.

Jens und Detlev hörten ihn kommen und standen auf. Tatsächlich – da kam er angebraust!

Aber zum großen Erstaunen der beiden blickte er nur kurz herüber und fuhr vorbei!

Die Jungen sahen sich an. »Verstehst du das?«

»Hm«, überlegte Jens, »vielleicht will er nur erst mal testen, ob die Luft rein ist.«

So war es wohl auch. Denn nach kurzer Zeit kam er wieder, fuhr langsamer, sah sich um und blieb stehen.

»Hallo!« rief Jens.

Der junge Mann winkte. Sie verstanden nicht, was er wollte, und gingen näher ran. »Nehmt eure Räder und folgt mir! Sicherheitsmaßnahme!«

Na meinetwegen, dachte Jens, um so länger dauert es. Laut sagte er: »Okay, aber denk' dran, daß wir nicht so schnell sind wie du!«

Sie schwangen sich auf ihre Räder und folgten ihm eine Schotterstraße entlang, die eigentlich nur für die Holzabfuhr bestimmt war. Nach einer Weile bogen sie etwas zur Seite ab auf einen Platz, auf dem geschälte Stämme lagen. Der junge Mann bockte sein Motorrad auf und setzte sich, nachdem er sich noch einmal gründlich umgesehen hatte, auf einen Baumstamm.

Jens und Detlev ließen sich daneben nieder, aber Detlev sprang wieder auf. »So 'n Mist!« stellte er fest. Es war aber kein Mist, sondern Harz, das er auf dem Hosenboden hatte. »Das gibt wieder Fernsehverbot,

oder irgend so eine schreckliche Strafe«, prophezeite er düster und setzte sich ins Gras.

Der Jugendliche behielt seinen Helm auf. Das war wohl Absicht, niemand sollte ihn richtig erkennen. »Also erst mal eure Bezahlung«, sagte er und hielt Jens einen Fünfundzwanzigmarschein hin.

Mit gemischten Gefühlen nahm der ihn entgegen. Er durfte ja keinen Verdacht erregen.

»Was war denn da los neulich, wo die Polizei mit dir zum Motorrad gegangen ist und du dann losgebraust bist wie abgeschossen?« fragte Jens scheinheilig.

»Ach, nichts Besonderes. Der wollte nur meine Papiere sehen. Aber da mein Nummernschild manchmal nicht so genau mit meinen Papieren übereinstimmt, dachte ich: Besser, ich verschwinde, ohne mich lange zu verabschieden.«

»Du hättest mal sehen sollen, was der für 'n langes Gesicht gemacht hat!«

»Kann ich mir denken. Darum will ich mich mal 'ne Zeitlang nicht da drüben blicken lassen. Aber es muß da unbedingt noch was erledigt werden, weißt du. Die Zeit drängt.«

»Warum drängt die Zeit?« fragte Jens in der Absicht, vielleicht etwas herauszukriegen, oder, wenn nicht, wenigstens das Gespräch in die Länge zu ziehen.

»Ist nicht so wichtig. Genau weiß ich's auch selber nicht. Aber das habt ihr ja inzwischen mitgekriegt, daß es darum geht, dem alten Knacker da in der Mühle das Leben schwerzumachen.«

»Und warum?«

Der andere zuckte die Achseln. »Ich nehme an, der soll da raus.«

»Du meinst, daß jemand vielleicht die Mühle kaufen will? Und der O... der Alte will nicht raus?«

»Jedenfalls hat alles bisher nicht viel genützt. Da müssen wir schwereres Geschütz auffahren.«

»Und was hast du dir da so vorgestellt?« fragte Detlev.

»Feuer.«

»Feuer? Bist du verrückt?«

»Stellt euch nicht so an! Ihr sollt ja nicht das Haus anzünden! Nur den Schuppen.«

»Aber hör' mal!« protestierte Detlev ehrlich entsetzt. »Das kann man doch nicht machen! Mal den Zaun einreißen oder das Wasser aus dem Teich lassen – na gut. Aber Brandstiftung?«

»Nee, mein Lieber«, fiel Jens ein, »das geht nun wirklich zu weit. Das mit dem Telefon war schon eigentlich zu viel. Aber nun sowas!«

Der andere, längst nicht mehr so gelassen wie bei früheren Begegnungen, meinte: »Nur der Schuppen! Da lagern ein paar Geräte und Holz. Er steht weit weg vom Haus und auch vom Wald. Da kann also überhaupt nichts weiter passieren.«

»Es ist schlimm genug, auch wenn nicht das ganze Haus mit abbrennt.«

»Schlimm soll's ja auch sein! Und denkt daran: zweihundert Mark sind bestimmt drin. Ich könnte auch auf dreihundert gehen.«

»Nee, nee, das ist nichts für uns. Das mach mal lieber selber!«

»Ich kann doch da nicht mehr hin! Und die Zeit drängt!« Seine Stimme klang fast verzweifelt, obwohl er sich bemühte, nichts von seinem selbstsicheren Auftreten zu verlieren.

»Wieso drängt die Zeit? Bis wann muß denn das Ding abgebrannt sein, und warum?«

»Das Ding muß nicht bis zu einem bestimmten Tag abgebrannt sein, aber der Alte soll da raus. Näheres weiß ich auch nicht. Nur daß es irgendwie mit dem 15. September zu tun hat. Mein Auftraggeber hat da mal so 'ne Bemerkung fallenlassen. Aber das darf ich euch eigentlich gar nicht erzählen. Ihr seht, es ist wichtig, daß wir die Sache schnell über die Bühne ziehen.«

»Dann sag' doch deinem Auftraggeber einfach: Es geht nicht!«

»Dann war alles umsonst. Wir haben dummerweise vereinbart, daß ich meine Bezahlung erst kriege, wenn der Alte raus ist. Bis dahin kriege ich nur Spesen.«

»Dann sag' ihm doch...«

»Schluß jetzt!« Der junge Mann machte eine heftige Handbewegung. »Ich sollte mich gar nicht so viel mit euch unterhalten. Je weniger ihr wißt, desto besser. Auch für euch ist das besser.«

Jens kämpfte mit sich, ob er ihm eröffnen sollte, daß sie im Grunde längst gegen ihn arbeiteten. Aber dann traute er sich doch nicht. Er fürchtete einen Wutausbruch oder Racheakt des Hondafahrers. Sie zwei waren ihm wohl doch nicht gewachsen, und Hilfe war nicht in Sicht. Nein, sollte das später die Polizei machen!

Aber er durfte ihn auch nicht im unklaren lassen darüber, daß sie nie dem Opa Fellingner den Schuppen anzünden würden. Jens wäre sich doch zu schäbig vorgekommen, wenn er Zusammenarbeit heucheln und dafür auch noch Geld nehmen würde.

»Hör' zu, ich kann zwar nur für mich sprechen, aber die anderen denken sicher ähnlich. Wir brauchen gar

nicht unsre Zeit zu vertun, so etwas werden wir nie machen! Tut uns leid, daß du umsonst gekommen bist. Für uns war's nicht so schlimm. Kleine Radtour am Sonntag.«

»Denkt daran, daß ihr mit drinsteckt! Ihr habt ja schon einiges getan, was die Polizei interessieren wird.«

»Ach, jetzt willst du es wohl mit Erpressung versuchen, wie?«

»Und wenn?«

»Na bitte! Geh' doch hin und erzähl' alles der Polizei, was du weißt! Und vergiß nicht zu erzählen, was du für eine Rolle dabei gespielt hast!«

Der andere wußte natürlich auch, daß er nie die Polizei zu Hilfe holen konnte. Wenn diese Bengel hier sich nicht einschüchtern ließen, hatte es wohl keinen Zweck, diesen Weg weiter zu verfolgen. Mußte er sich wirklich geschlagen geben?

Vielleicht waren sie bei der Ehre zu packen? »Hätte nicht gedacht, daß ihr so Feiglinge seid!«

Detlev sprang verärgert auf. Aber ehe er etwas sagen konnte, sprach Jens schnell dazwischen. »Das hat mit Feigheit überhaupt nichts zu tun. Wir wollen eben nicht, weil es gemein wäre!«

Jetzt sprang der Motorradfahrer ärgerlich auf, schwang sich auf seine Maschine und trat sie an. Aber dann beherrschte er sich und machte noch einen letzten Versuch. »Dreihundertfünfzig?«

Jens schüttelte nur den Kopf.

Mit einem Schwall von Schimpfwörtern, die hier nicht wiedergegeben werden sollen, brauste er davon.

Inzwischen hatte Uwe mit heraushängender Zunge

das Dorf erreicht, in dem er nach Plan sieben auf die Honda warten sollte. Er stellte sein Rad in der Nähe der Kreuzung an einen Zaun und setzte sich auf den Bürgersteig, um sich ein wenig auszuruhen.

Nachdem er verschnauft hatte, stand er wieder auf und ging hin und her.

Zwei alte Männer unterhielten sich. Der eine stand am Zaun und hatte seinen Hund an der Leine, der andere lehnte sich aus einem Fenster im Erdgeschoß eines kleinen Häuschens und zog genießerisch an seiner Pfeife.

Uwe ging gerade zum dritten Mal bei ihnen vorüber, als in ihrem Gespräch eine Pause eingetreten war.

»Na, mein Junge, was suchst du denn?« fragte der Mann im Fenster, und der auf der Straße ergänzte: »Kannst uns ruhig fragen, wir kennen alle Leute hier.«

»Ach nichts«, winkte Uwe ab, »ich warte nur auf jemand. Mit so 'nem schweren Motorrad.«

»So 'n ganz dickes Ding? Und der Fahrer hat einen roten Helm auf?« fragte der Pfeifenraucher.

Uwe nickte.

»Der ist schon lange vorbei. Vor zwanzig Minuten vielleicht, kann auch schon ein bißchen länger her sein. Er ist da runter gefahren.« Er zeigte in die Richtung, aus der Uwe gekommen war.

Da kam Uwe eine Idee. »Wissen Sie vielleicht auch, wo er hergekommen ist?«

»Aber ja doch!« sagte der mit dem Hund. »Er ist da drüben hergekommen, von Röden rüber. Er kommt öfter mal hier durch. Ich sehe ihn manchmal, wenn ich meinen Hund ausführe. Schönes Tier, nicht? Er heißt Bello.«

Uwe hatte den Hund von undefinierbarer Rasse getätelt und damit offenbar das Herz des alten Mannes gewonnen und seine Zunge gelöst. »Wunderschönes Tier!« bestätigte Uwe, und fuhr fort: »Sind Sie sicher, daß es immer derselbe ist?«

»Aber ja doch! So ein schweres Ding gibt es hier in der ganzen Gegend nicht noch einmal. Und außerdem rast der immer so schnell um die Ecken... Da vorn auf der Bundesstraße, da kann er ja meinetwegen rasen, wie er will, aber hier... Also, wenn das ein Freund von dir ist, dann sag' ihm mal, er soll ein bißchen vorsichtiger fahren!«

»Werd' ich machen«, versprach Uwe. Dann sagte er nur kurz: »Vielen Dank! Tschüß!«, rannte zu seinem Fahrrad und brauste an den zwei erstaunten Männern vorbei in die Straße nach Röden, die ihm gezeigt worden war.

Gerade kam er in das Dorf, da überholte ihn ein schweres Motorrad. Das war er!

Uwe trat in die Pedale, so fest er konnte. Und da sah er gerade noch, wie der Fahrer an der nächsten Kreuzung links abbog.

Natürlich konnte Uwe ihn nicht einholen, aber er folgte trotzdem, so schnell er konnte.

Es ging eine Steigung hinauf. Uwe mußte absteigen und ein Stück schieben. Er hatte sich bis hierher schon ziemlich angestrengt, und seine Kräfte ließen nach. Nach zehn Minuten erreichte er eine kleine Anhöhe und sah unter sich das nächste Dorf liegen. Nun konnte er sich aufschwingen und das Rad einfach rollen lassen.

Uwe war hier noch nie gewesen. Eine schöne Gegend, stellte er fest. Hierher muß ich mal eine Radtour machen,

wenn ich etwas mehr Ruhe habe. Er schätzte, daß er von zu Hause mindestens 25 Kilometer entfernt sein mußte, vielleicht auch 30.

Was sollte er jetzt tun?

Daß er in dem Dorf an der Bundesstraße so viel Glück mit den alten Männern gehabt hatte, machte ihm Mut. Warum sollte er nicht Leute auf der Straße fragen?

Gesagt – getan. Zweimal fragte er erfolglos nach einem Motorradfahrer mit einer besonders schweren Maschine und rotem Helm, der vor kurzem hier vorbeigekommen sei. Als er dann aber eine Frau ansprach, die gerade über die Straße ging, meinte die: »Ein schweres Motorrad? Da fragst du am besten mal meinen Sohn, der ist da drüben im Stall.«

Uwe ging in die angegebene Richtung, fand einen Stall, in dem ein junger Mann zwischen Kühen herum lief, und sagte sein Sprüchlein.

»Was ist es denn für 'ne Marke?« fragte der junge Bauer zurück.

»Eine Honda.«

»Und der Fahrer soll aus unserer Gegend hier sein?«

»Ja.«

»Da gebe ich dir einen Rat. Fahr mal in die Richtung weiter. Im nächsten Dorf findest du eine Werkstatt mit Tankstelle. Ich lasse da immer meinen Traktor reparieren. Die verkaufen auch Motorräder, besonders Honda. Steht groß oben über der Werkstatt. Die kannst du ja mal fragen.«

»Vielen Dank! Da finde ich ihn sicher«, sagte Uwe begeistert und hatte sich schon umgedreht.

»Viel Erfolg!« rief ihm der Bauer nach.

»Danke, Ihnen auch!«

»Mir auch? Womit soll ich denn Erfolg haben?«

»Na, beim Melken, und so...«

Der Bauer lachte, aber das hörte Uwe kaum noch, denn er war schon wieder unterwegs.

Schnell hatte er im nächsten Dorf die erwähnte Werkstatt gefunden. Weil Sonntag war, arbeitete niemand, aber von seinem bisherigen Erfolg ermutigt, klingelte Uwe an der Wohnungstür nebenan.

Ein bärtiger Mann erschien. Er sah etwas mürrisch aus, und Uwe bereute schon, daß er ihn gestört hatte. Aber nun konnte er nicht mehr zurück.

»Entschuldigen Sie bitte, Sie verkaufen doch auch Hondas, nicht?«

Der Mann witterte ein Geschäft und wurde etwas freundlicher im Gesicht. »Na klar, steht ja dran.«

»Haben Sie auch schon mal so ganz schwere verkauft?«

»Vom schwersten Typ habe ich erst eine verkauft. Im Frühjahr an Kühns Peter. Sonst sind die Leute nicht so an den ganz schweren Maschinen interessiert.«

»Wo wohnt denn der Kühns Peter?«

»Der wohnt in Gundersheim. Willst du seine Maschine sehen? Aber du hast doch noch keinen Führerschein! Soll ich dir mal zeigen, was wir an Mopeds dahaben?«

»Kann ich leider auch noch nicht fahren. Aber später vielleicht mal. Vielen Dank!«

Der Junge raste schon davon, verfolgt von den zunächst erstaunten, dann ärgerlichen Blicken des bärtigen Mannes.

Uwe suchte eine Telefonzelle. In der Ortsmitte fand er eine. Er wählte die Nummer seiner Eltern.

»Mutter? Ja, ich bin's, Uwe. Du kannst mal die Polizei anrufen. Ich hab' den Hondafahrer ausfindig gemacht. Er heißt Peter Kühn und wohnt in Gundersheim... Weiß auch nicht, wo das eigentlich liegt... Ja, ganz bestimmt... Ach ja, und noch was, Mutti: Ich komme heute später nach Hause. Nur, damit du dir keine Sorgen machst... Also, bis dann!«

Uwe hängte ein und machte sich auf den Heimweg.

Es war Montagmorgen.

In der Wachstube herrschte eine angespannte Atmosphäre. »Sie können mir doch nicht einreden wollen«, entrüstete sich der Wachtmeister, »daß Sie überhaupt keine Ahnung haben, wer Ihnen die Aufträge gegeben hat!«

»Wirklich nicht! Ehrlich!«

»Sie geben aber zu, daß dieser Junge hier, der Sie an der Stimme identifiziert – Sie hatten ja wohlweislich immer einen Helm auf – daß dieser Junge von Ihnen beauftragt wurde, in der Mühle des Herrn August Fellingner Fensterscheiben einzuwerfen.«

»Ich gebe überhaupt nichts zu! Und wenn dieser Bengel Fensterscheiben einwirft, warum verhaften Sie nicht ihn und lassen mich gehen?«

»Jetzt steht erst einmal zur Debatte, was Sie getan haben. Sie werden außerdem beschuldigt, sich einer Verkehrskontrolle hier in Kleinhadern durch die Flucht entzogen zu haben.«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Dafür kann sich mein Kollege sehr gut an Sie erinnern. Wir werden Ihrem Gedächtnis auch schon noch aufhelfen. Ach, Frau – äh...«

»Nagel«, sagte Uwes Mutter, die das Problem des Polizisten schon kannte.

»Frau Nagel, ich brauche Sie und Ihren Sohn nicht mehr. Sie können dann gehen. Ihre Adresse und Telefonnummer haben wir ja.«

Der Polizist sprach gerade mit seinem Kollegen, als Uwe an Peter Kühn vorbeikam, so daß der ihm zuflüsterte: »Gemeiner Verräter!«

»Du bist wohl der edelste unter allen Menschen, wie?«

»Sag' mir nur eins: Wie hast du meinen Namen rausgekriegt, und wo ich wohne?«

»Ganz einfach: Als du gestern am ›vielarmigen Wegweiser‹ warst, haben wir dich verfolgt.«

»Verfolgt? Du spinnst! Wohl mit dem Fahrrad, wie?«

»Allerdings, mit dem Fahrrad!«

»Wenn du meinst, daß ich dir das abnehme, mußt du mich ja für ziemlich blöd halten.«

»Ziemlich blöd? Hm – ich widerspreche alten Freunden nicht gern.«

Peter Kühn trat nach Uwe, was ihm einen ernsten Verweis des Polizisten einbrachte, der sich gerade noch rechtzeitig umgedreht hatte, um es zu beobachten. Mutter und Sohn grüßten die Beamten höflich und verließen den Raum.

Am Kinderspielplatz ließ Uwe seine Mutter allein weiterziehen und begab sich zu seinen Freunden, die ihn mit lautem Hallo begrüßten.

Kein Zweifel, Uwe war der Held des Tages. Aber das heißt natürlich nicht, daß nicht jeder andere auch Gelegenheit bekommen mußte, seinen Anteil am Gelingen der Aktion ausführlich zu schildern. So wurde erzählt, gestikuliert, gelacht, berichtet, ergänzt, aufgeschnitten –

kurz: es war ein gemütliches Zusammensein, bei dem die Zeit wie im Fluge verging.

Uwe berichtete noch, was die Befragung von Peter Kühn durch die Polizei ergeben hatte – nämlich vorläufig gar nichts. Das war der einzige Wermutstropfen in ihrer Freude. Die Festnahme des Hondafahrers hatte sie im Grunde nicht weitergebracht. Niemand wußte, wer hinter der ganzen Sache stand. Und nach dem, was Jens und Detlev von ihrem Gespräch erzählten, schien dieser Peter Kühn über die Hintermänner nicht nur schweigen zu wollen, sondern auch tatsächlich nichts zu wissen.

»Wir müssen den anderen Weg versuchen«, schlug Stefan vor. »Wir müssen die Leute unter die Lupe nehmen, die das Haus kaufen wollen.«

Harald meinte: »Und da kommt ja, nach allem, was uns Opa Fellingner erzählt hat, nur dieser Mann aus Darmstadt in Frage.«

»Richtig!« fuhr Stefan fort. »Und da wir nicht gut mit den Fahrrädern nach Darmstadt fahren können, bleibt uns nur eine Möglichkeit.«

»Welche?« Nicht nur Thorsten, der diese Frage stellte, schaute ahnungslos drein.

»Er muß herkommen.«

»Herkommen?«

Jens ging ein Licht auf. »Stefan hat recht. Wir müssen Opa Fellingner überreden, daß er ihn herbittet. Der denkt dann sicher, der Kauf klappt, und kommt sofort.

Alle fanden die Idee gut. Um so mehr überraschte es sie, als Kerstin einwandte: »Aber was nützt das? Was wollt ihr denn mit ihm machen, wenn er da ist? Wollt ihr ihn einfach fragen: Sind Sie der Hintermann?«

»Hm, du hast recht, Kerstin«, überlegte Gimo. »Das

wird nicht leicht. Aber wir könnten ihm ein paar Dinge sagen, die wir inzwischen wissen, und dann sehen, wie er reagiert.«

»Ich weiß nicht«, gab Jens zu bedenken, »das mag uns vielleicht helfen. Aber andererseits warnt es ihn auch, so daß der Mann vorsichtiger wird. Und wenn es später mal ein Gerichtsverfahren gibt, dann nützt es gar nichts, wenn er mal irgendwann bei einer unserer Fragen nervös gezuckt hat. Das ist nämlich kein Beweis.«

»Vielleicht müssen wir diese Käufer doch der Polizei überlassen«, meinte Uwe. Es fiel ihm schwer, sich dazu durchzuringen, denn zu gerne hätte er mit seinen Freunden das Problem gänzlich gelöst. Er war gerade so schön in Fahrt. Aber was nicht ging, ging nun mal nicht.

»Ich habe Hunger!« stellte Thorsten auf einmal fest. Und diese Bemerkung, die eigentlich so gar nicht in ihre detektivische Arbeit paßte, erinnerte sie alle ans Mittagessen.

»Heute nachmittag in der Mühle?« fragte Harald.

»Jawohl!« bestätigte Jens. »Und zwar nicht nur zum Quatschen, sondern zum Arbeiten. Versprochen ist versprochen.«

»Und wir haben eine Menge gutzumachen«, nickte Detlev.

Als Uwe an diesem Abend müde ins Bett sank, tat ihm das Kreuz weh, als hätte ihn ein grausamer Sklaventreiber geprügelt. Dabei hatte er nur Unkraut ausgemacht – sie waren mit dem Garten endlich fertig geworden –, den Umgang mit der Sense geübt, Holz gehackt und einiges gegraben. Naja, »nur« war vielleicht nicht das passende Wort. Es war schon einiges, was sie gemeinsam geleistet

hatten. Das Gelände rund um die Mühle sah jetzt schon wesentlich freundlicher aus.

Es dauerte nicht lange, bis Uwe eingeschlafen war. In seinen Träumen verfolgte er mit dem Fahrrad ein schweres Motorrad. Mit der Linken hielt er den Lenker, mit der Rechten schwang er eine Sense, wie der Gevatter Tod auf alten Bildern. Als er den Motorradfahrer nicht einholen konnte, riß er beim Fahren Unkrautbüschel mit der Sense aus dem Boden und bewarf damit seinen Feind.

Der stürzte schwer getroffen zu Boden, und stellte sich zum Kampf. Als Uwe näherkam, verwandelte sich der rote Motorradhelm in einen eisernen, wie ihn die Ritter trugen. Aus dem Visier schaute griesgrämig ein bärtiger Mann hervor. Der stürzte sich auf ihn, entriß ihm die Sense und fesselte ihn mit Tang aus einem nahen Mühlenteich.

Uwe aber konnte gerade noch eine Hand freibekommen, riß todesmutig ein Büschel Brennesseln aus und hielt sie dem Feind ins Gesicht. Der schrie laut auf und lief heulend davon.

Merkwürdigerweise kam sein Geheul aber bald von der anderen Seite wieder.

Da war Uwe wach und stellte fest, daß das Geheul kein Geheul war, sondern die Sirene eines Feuerwehrautos, das unter seinem Fenster vorbeifuhr.

Feuer?

Uwe sprang aus dem Bett. Doch nicht etwa...!

Tatsächlich! Das Feuerwehrauto fuhr zu dem Waldweg hinauf, der zur Mühle führte.

Dieser gemeine Hund! schoß es Uwe durch den Kopf. Jetzt hat er es selbst gemacht! Und das, nachdem ihn gerade erst die Polizei vernommen hatte!

Aber er wird alles abstreiten! Wir müssen ihn erwischen, dann kommt er hinter Gitter!

Blitzschnell zog Uwe Hose und Pullover über seinen Schlafanzug, schlüpfte in die Schuhe, schnürte sie nur notdürftig zu und rannte aus der Wohnung.

Gerade kam sein Vater aus dem Schlafzimmer und rief ihm nach: »Bleib hier, Uwe! Wo willst du denn hin?«

Aber sein Sohn ließ sich nicht halten. Eine Idee hatte von ihm Besitz ergriffen. Zwischen dem Zuziehen der Gürtelschnalle und der Schleife am rechten Schuh war sie über ihn gekommen. Die Idee nämlich: Wenn dieser Peter Kühn das Feuer gelegt hat, dann hat er sich wahrscheinlich auf dem gleichen Weg angeschlichen, wie er mich damals geschickt hat! Da erwische ich ihn!

Natürlich kann ich ihn nicht festnehmen, wußte Uwe. Aber wenigstens beobachten und dann als Zeuge aussagen. Vielleicht ist er auch noch nicht zurück auf der Straße, und sein Motorrad steht da. Dann werde ich verhindern, daß er flieht! Ich werde die Luft rauslassen oder das Zündkabel abreißen oder die Zündkerzen rausschrauben und mit einem Stein kaputtklopfen.

Alle möglichen Sabotageakte gingen ihm durch den Kopf, während er quer durch den Wald rannte. Aber nicht in Richtung auf die Mühle, sondern mehr nach links, wo oben die Straße vorbeiführte.

Völlig außer Atem kam er dort oben an und kroch auf allen vieren die Böschung hinauf. Aber ehe er auf die Straße trat, hörte er eilige Schritte von rechts kommen.

Schnell duckte er sich. Hier war er nicht zu sehen.

Ein Mann rannte oben vorbei und zwar in Richtung Stadt.

Es war zu dunkel, als daß Uwe viel hätte erkennen

können. Er konnte nur an Gestalt und Schritten ausmachen, daß es sich wohl um einen Mann handeln mußte.

Uwe schlug das Herz bis zum Hals. Nicht nur wegen des schnellen Laufs, sondern auch wegen der Spannung.

Wer konnte das sein? Er mußte es herausfinden!

Als die Gestalt verschwunden war, sprang Uwe aus seinem Versteck und rannte hinterher. Das stellte sich als schwierig heraus. Er durfte nicht so nahe heran, daß er ihm am Ende in die Arme lief, falls der Fremde stehenblieb, oder daß er sich auch nur durch das Geräusch seiner Schritte verriet. Andererseits aber durfte er nicht zu weit zurückbleiben, sonst verlor er ihn.

Da Uwe nichts sah, lief er etwa in dem Tempo, in dem der Mann gelaufen war. Aber je länger er lief, desto unsicherer wurde er.

Kurz entschlossen blieb er stehen, um auf die Schritte des anderen zu lauschen. Aber er hörte nichts.

Was bedeutete das? War der Mann schon zu weit weg? Oder war er stehengeblieben? Oder irgendwo abgebogen und im Wald verschwunden?

Es half alles nichts, Uwe mußte weiter.

Mutig rannte er, bis er an den Waldrand kam. Hier war etwas mehr Licht, hier mußte er den Verfolgten sehen können.

Zunächst sah Uwe nichts. Dann aber bemerkte er ziemlich weit rechts eine Bewegung.

Quer über die Wiese rannte Uwe in die Richtung, in der er den Mann vermutete. Als er ein Gebüsch umrundet hatte, sah er unten die Villensiedlung liegen. Er war dort erst ein- oder zweimal gewesen. Reichere Leute oder solche, die gern dafür gehalten werden wollten,

hatten sich entlang einer neuen Straße am Hang sehr schöne Häuser gebaut.

Da brannten Straßenlaternen. Und im Licht einer dieser Laternen sah Uwe den Verfolgten. Er rannte auf die Straße, verlangsamte aber dort sein Tempo, um sich den Anschein eines harmlosen Spaziergängers zu geben, und verschwand hinter den Häusern.

Uwe lief, so schnell er konnte, den Hang hinunter. Da er sich hier aber nicht auskannte, wäre er fast in einen Stacheldrahtzaun gerannt. Er konnte gerade noch rechtzeitig bremsen. Vorsichtig mußte er drunter durchkriechen, was ihn etwas aufhielt. Als er schließlich auf die Straße kam, war von dem Mann weit und breit nichts zu sehen.

Den Rest der Nacht hatte Uwe schlecht geschlafen. Zunächst hatte er überhaupt nicht zur Ruhe kommen können, so daß er, als er dann endlich doch einschlief, erst um neun Uhr aufwachte.

Gerade setzte ihm seine Mutter eine Tasse Milch vor, als Kerstin aufgeregt die Treppe raufgerannt kam.

»Bist du denn endlich wach? Mutti hat mir verboten, dich zu wecken. Ich war am Kinderspielplatz und hab' den anderen erzählt, daß es wahrscheinlich diese Nacht bei Opa Fellingner gebrannt hat. Sie stehen alle unten. Wir wollen eben hin.«

»Moment!« sagte Uwe mit vollem Mund, was man ja eigentlich nicht soll. »Bin gleich fertig, nur noch die Milch.«

Kerstin trat ans Fenster und rief hinunter: »Er kommt mit. Wir sind gleich da.«

Zwei Minuten später polterten die zwei die Treppen

hinunter, und los ging's mit der ganzen Gruppe in Richtung Mühle.

Beim Laufen erzählte Uwe, was er in der Nacht erlebt hatte.

Niemand konnte sich einen Reim darauf machen.

Aber das Wichtigste war, daß sie jetzt erst mal bei Opa Fellingner nachschauten, was passiert war, und wie es ihm ging.

Als sie aus dem Wald kamen, sahen sie vor sich im Tal des Mühlbaches schon viel Betrieb. Ein Feuerwehrauto stand hinter dem Haus, zwei Polizeiautos und noch ein weiterer Wagen davor. Da, wo der Schuppen gestanden hatte, war nur noch das Fundament zu sehen mit einem Haufen verkohlter Bretter und Balken, aus dem sich hier und da Rauch herauskräuselte. Polizisten und Feuerwehrleute liefen umher.

Ein Polizist trat ihnen entgegen, als sie zum Haus kamen.

»Was wollt ihr denn hier?«

»Wir... wir wollen nur mal gucken«, sagte Uwe, und Stefan ergänzte: »Wir kennen Opa Fellingner.«

Der Polizist, den Uwe schon kannte, rief von weiter hinten: »Es ist in Ordnung, Erich. Du kannst die Kinder ins Haus lassen. Aber hier herüber sollen sie nicht. Wir müssen erst die Spuren sichern.«

»Na, dann kommt mal«, brummte der andere Beamte. »Ihr habt gehört, was er gesagt hat.«

Die Tür stand offen, und die acht Freunde gingen hinein. Opa Fellingner saß in der Wohnstube im Schaukelstuhl, mit einer Woldecke über den Beinen, obwohl es eigentlich nicht kalt war. Neben ihm auf einem Stuhl saß der Pfarrer.

Stefan, der vorangegangen war, stockte. »Oh, Entschuldigung, wir stören wohl.«

»Nein, nein!« antwortete Opa Fellingner. »Ihr stört nicht. Kommt nur rein!«

Pfarrer Weiß hob abwehrend zur Tür hin die Hand und sagte zu dem alten Mann: »Sind Sie sicher, Herr Fellingner, daß Sie die Kinder jetzt gebrauchen können? Wollen Sie nicht erst mal zur Ruhe kommen nach der aufregenden Nacht?«

»Im Gegenteil, ich möchte sogar, daß sie hereinkommen. Das hilft mir, den Schreck zu überwinden. Es macht mir Freude.«

»Na, dann kommt mal rein!« forderte der Pfarrer sie auf, und alle acht kamen herein.

Da standen sie nun verlegen herum und wußten nicht, was sie sagen sollten.

Jens begann schließlich: »Es tut uns so leid, Opa Fellingner, daß das passiert ist. Wir hätten doch nie gedacht, daß – der Kerl mit dem Motorrad hat ja gesagt, wir sollten das machen...«

»Der mit dem Motorrad war es auch nicht«, erklärte Pfarrer Weiß.

»Nicht?«

»Nein, die Polizei hat das inzwischen festgestellt. Er war zu Hause und hat ein einwandfreies Alibi.«

Kerstin flüsterte Uwe zu: »Was ist denn ein Alibi?«

Pfarrer Weiß hörte die Frage, weil es so still im Raum war, und erklärte: »Ein Alibi bedeutet, daß Leute bezeugen können, wo er zur Zeit der Brandstiftung gewesen ist. Er konnte also nicht hier sein.«

Stefan meldete sich zu Wort: »Wir hatten da so eine Idee. Ich weiß ja nicht, ob es eine gute Idee ist, aber –

also, wir meinten, man sollte mal den Leuten auf den Zahn fühlen, die das Haus kaufen wollten.«

»So schlecht ist die Idee gar nicht. Darum ist die Polizei auch schon drauf gekommen. Der Mann, auf den sich der Verdacht hauptsächlich richtet, ist schon in Begleitung eines Beamten aus Darmstadt hierher unterwegs.«

Kerstin fragte: »Ist das der mit der schnarrenden Stimme, in dem schnellen Auto?«

»Ich weiß es nicht, wir werden ja sehen.«

Opa Fellingner fügte hinzu: »Ja, der ist es. Der einzige, von dem ich die Adresse habe. Er ist ein Makler.«

Kerstin flüsterte: »Ist das nicht so einer...«

»Der mit Häusern und Grundstücken handelt«, erklärte Uwe.

Gimo fragte: »Wie war das denn diese Nacht? Bist du von dem Feuer wach geworden?«

Der Alte nickte. »So war es, ja. Irgendwelche Geräusche haben mich wohl geweckt, und dann sah ich das Feuer. Ich habe natürlich einen Todschrecken gekriegt und sofort die Feuerwehr angerufen. Und die Polizei auch, weil ich sicher war, daß es Brandstiftung sein mußte.«

»Das hat aber nichts gebracht«, ergänzte der Pfarrer. »Sie haben niemanden erwischt, bis jetzt jedenfalls. Nur, daß es Brandstiftung war, ist ganz sicher. Sie haben eine Benzinflasche gefunden, die anscheinend jemand gegen den Schuppen geworfen hat.«

Thorsten, der seit seiner »Gefangenschaft« in diesem Haus Opa Fellingner tief ins Herz geschlossen hatte, bemerkte, wie fahl ihr alter Freund noch im Gesicht war, und er tat ihm aufrichtig leid. »Können wir dir nicht noch irgendwie helfen, Opa Fellingner?«

»Ihr habt mir schon so viel geholfen, Kinder!«

»Wir bauen dir den Schuppen wieder auf, bestimmt! Mein Bruder hilft uns sicher dabei, er ist ja Schreiner. Er hat gestern gesagt, daß es ihm Spaß gemacht hätte, die Scheiben einzusetzen, und er fände dich riesig nett. Da bin ich sicher, daß er uns auch bei dem Schuppen hilft.«

»Das wäre wirklich sehr freundlich von euch, Kinder. Aber das eilt doch nicht. Laßt erst mal die Polizei ihre Untersuchungen abschließen.«

Jens druckte herum: »Opa Fellingner, wenn wir – äh – also irgendwie schämen wir uns, daß wir mit diesem Gauner einmal gemeinsame Sache gemacht haben. Wenn der jetzt sogar...«

»Ach Jens, das haben wir doch schon besprochen, und es ist alles ausgeräumt.«

»Ja, schon, aber irgendwie...«

Detlev kam ihm zu Hilfe: »Ich glaube, Jens will sagen, daß es uns nun besonders leid tut.«

»Ja«, bestätigte Jens, »und ich wollte gern sicher sein, ob du uns auch wirklich nicht mehr böse bist, wenn wir dir helfen, und wenn wir versuchen, die Sache möglichst wiedergutzumachen.«

Opa Fellingner sah sie eine Weile schweigend an, so, als wollte er sich seine Antwort gründlich überlegen. Und wahrscheinlich tat er das auch. Dann sagte er bedächtig: »Seht mal, Kinder, wir wollen das mal sauber auseinanderhalten. Das erste ist die Wiedergutmachung. Der Schaden, den ihr mir zugefügt habt, läßt sich ziemlich genau beziffern. Ziemlich genau läßt sich aber auch beziffern, was ihr hier schon an Arbeitsleistung erbracht habt. Das gleicht sich sicher aus. Und wenn nicht, dann zählt ja auch das, was ihr noch tun wollt. Das erste, die

Wiedergutmachung, können wir also damit abhaken.«

Er machte eine Pause, sah Jens an und fuhr fort: »Das zweite ist die Frage, ob ich euch noch böse bin. Ich habe euch schon damals gesagt, daß ich euch nichts nachtrage. Wie sollte sich etwas daran ändern, wo nun diese Sache geschehen ist, an der ihr gar nicht beteiligt wart? Aber damit ihr ganz sicher sein könnt, will ich euch noch einmal bestätigen: Es ist nichts mehr zwischen uns. Ihr habt euch entschuldigt, ich sehe, daß es euch ernst ist. Ich hab' euch gern – also, warum sollte ich euch weiter grollen? Punkt zwei ist also auch abgehakt.«

In die Stille hinein sagte Thorsten schüchtern: »Das hört sich so an, als ob es noch einen dritten Punkt gäbe.«

»Gibt es auch, mein Junge. Das dritte ist, daß ihr mit Gott ins reine kommt. Diese Frage ist noch offen. Ich will auch nicht in euch dringen, um zu erfahren, wie ihr darüber denkt. Wichtig ist, daß ihr das begreift: Wenn ihr die Sache äußerlich wieder in Ordnung gebracht habt, und wenn unter den Menschen über die Sache Gras gewachsen ist, heißt das nicht automatisch, daß Gott es vergessen hat. Gott vergißt nie etwas. Es sei denn, er vergibt. Dann ist es aber auch wirklich ganz ausgelöscht.«

»Das stimmt!« entfuhr es Uwe.

Der Pfarrer sagte: »Uwe weiß das, weil er es vor kurzem erst selbst erlebt hat, daß Gott alles in Ordnung bringt.«

»Ja, aber...«, begann Jens, dann stockte er. Schließlich, als niemand ihm zu Hilfe kam, vollendete er seinen Satz: »Ich verstehe das nicht richtig.«

»Vielleicht sollte es euch Pfarrer Weiß erklären«, meinte Opa Fellingner. »Der kann das besser als ich.«

»Das bezweifle ich«, antwortete der. »Im Gegenteil: Ich denke, Sie können es am besten, Herr Fellinger!«

Die Blicke der Kinder hingen an den Lippen des alten Mannes, und da konnte er nicht anders: »Im Erklären bin ich wirklich nicht gut. Aber was ich tun kann, das will ich gern tun. Ich will euch erzählen, wie ich selbst das erlebt habe. Aber vorher tut mir einen Gefallen und steht nicht so dumm in der Gegend rum. Da sind noch ein paar Stühle frei, und die anderen können sich ja auf den Fußboden setzen.«

Ohne etwas zu sagen, setzten sich alle. Gespannt hörten sie zu, wie Opa Fellinger begann: »Ich bin in diesem Haus geboren und aufgewachsen. Ich hatte eine wunderschöne Kindheit. Meine Schwester und ich sind in jeder freien Minute draußen gewesen. Wir kannten den Wald und den Bach wie unseren Schulranzen, oder noch besser. Mein Vater ging damals zur Arbeit zu Leimroth und Co. Mein Großvater hatte gelegentlich sogar noch Mehl gemahlen. Nicht viel, nur für den eigenen Bedarf und für ein paar Bauern, die er gut kannte. Das hörte dann auf, als er nicht mehr konnte, und er ist dann auch bald gestorben.

Mein Vater las uns damals immer aus der Bibel vor. Als ich klein war, fand ich es recht schön, später war es mir lästig.

Als ich aus der Schule kam, habe ich eine kaufmännische Lehre angefangen. Ich ging von hier fort, machte, wie man so sagt, Karriere, heiratete schließlich, und ließ mich nur sehr selten zu Hause blicken. Nicht, daß ich nicht gern hierhergekommen wäre, aber der Beruf hat mich so gefangen genommen, daß ich gar keine Zeit hatte – oder zu haben meinte.

Weil wir keine Kinder hatten, konnte meine Frau als Lehrerin arbeiten. Wir hatten jeder so unseren eigenen Bereich, sie und ich. Darum schien mir das auch kein Problem zu sein, als meine Firma mich beauftragte, für mehrere Jahre nach Süd- und Mittelamerika zu gehen. Das war nach dem Krieg.

Ich will euch nicht mit Einzelheiten langweilen, die ihr vielleicht gar nicht versteht. Jedenfalls fuhr ich in Mexiko und Brasilien von einer Stadt zur anderen, während meine Frau hier schwer krank wurde. Ich wußte das zunächst gar nicht, und als ich es schließlich erfuhr, hielt ich es nicht für so schlimm, daß ich meine wichtigen Aufgaben deshalb im Stich lassen konnte. Meine Eltern nahmen meine Frau hier im Haus auf und pflegten sie, bis sie dann starb. Oben in dem Zimmer am Ende des Ganges hat sie gelegen. Ich habe sie nicht mehr gesehen. Die Pflege war sehr schwer, und die ganze traurige Lage hat ein übriges getan, so daß meine Mutter auch kurz darauf starb. Sicher haben die Erschöpfung und der Kummer dazu beigetragen.

Als ich in Mexiko den Brief meines Vaters in Händen hatte, der mir von all dem berichtete, war ich tief erschüttert. Ich erkannte meine Schuld. Ich hatte meine Karriere und das Geld wichtiger genommen als die Sorge für meine Familie. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen: Das war Schuld, schwere Schuld.

So erschüttert war ich, daß ich telegrafisch meine Stellung kündigte und mit einem der nächsten Schiffe nach Hause fuhr. Vorher hatte ich meinem Vater geschrieben und um Verzeihung gebeten.

Ich werde nie vergessen, mit welchen Gefühlen ich vom Bahnhof kam. Mein Gepäck hatte ich in Verwah-

· rung gegeben, und kam nun zu Fuß durch den Wald nach Hause. Tief bewegt war ich, als ich vom Waldrand auf die Mühle sah, in der ich so eine sonnige Kindheit erlebt hatte, und die nun für mich mit so viel Unrecht verbunden war.

Mein Vater hatte mich vom Fenster aus kommen sehen. Er war damals ein alter Mann, fast so alt wie ich heute. Trotzdem kam er mir entgegen. Er mußte humpeln, denn er hatte etwas mit dem einen Bein. Vorn an der Ecke des Gartens trafen wir uns, und er nahm mich in seine Arme. Ich verstand: Er war sehr traurig über mich, aber nun war ich ihm von Herzen willkommen.

Natürlich konnte ich nicht wiedergutmachen, was ich getan hatte. Aber ich bemühte mich wenigstens, meinem Vater zu helfen, so gut es ging. Ich erbtte das Haus und zahlte meine Schwester aus, was den größten Teil meiner Ersparnisse verschlang. Ich suchte mir eine Anstellung in der Nähe, die allerdings wesentlich schlechter bezahlt wurde als meine vorherige. Aber es lag mir daran, zu Hause zu sein und nun wenigstens meinen Vater versorgen zu können.

Einige Jahre danach ist er dann auch gestorben. Ich wurde bald pensioniert und lebe seitdem ganz hier.

Seit Pfarrer Weiß in Kleinhadern ist, hat er uns viel besucht. Meine Eltern verstanden sich gut mit ihm und gingen regelmäßig zum Gottesdienst. Dadurch war ich später genötigt, mit meinem Vater auch hinzugehen. Weil ich meine Schuld erkannt hatte – nicht nur die, die ich eben geschildert habe, sondern auch noch manche andere – fiel das Wort Gottes bei mir auf fruchtbaren Boden. Je öfter ich hinging, desto lieber hörte ich aus der Bibel, weil ich spürte, was für eine Kraft darin lag. Aber

ich hatte doch noch nicht richtig begriffen, daß Gott mir vergeben wollte, daß er mich persönlich annehmen wollte als sein Kind. Immer noch lag meine Schuld wie ein Schatten über mir.

Eines Sonntags wurde in der Kirche das Gleichnis vom verlorenen Sohn ausgelegt. Wie da der Pfarrer davon sprach, daß der Vater seinen abtrünnigen Sohn voller Liebe aufnahm und daß es Gott mit uns genauso macht, da sah ich wieder ganz deutlich vor mir, was damals geschehen war: Wie ich den Weg vom Waldrand herunterkam, wie mein Vater mir entgegenlief und mich in die Arme nahm...«

Die Stimme des alten Mannes war bei den letzten Sätzen brüchig geworden. Jetzt hörte er auf zu sprechen und starrte mit schimmernden Augen vor sich hin.

Pfarrer Weiß wollte ihm zu Hilfe kommen und sagte: »Ihr versteht, Kinder, was Herr Fellingner sagen will: So liebevoll nimmt Gott uns an, wenn wir umkehren und zu ihm kommen. Wenn wir zu ihm beten und sagen, daß es uns leid tut, was verkehrt war. Nicht wahr, Herr Fellingner?«

Der Gefragte nickte.

Es war sehr still in der Stube. Von draußen drangen die Stimmen der Männer herein, aber niemand achtete darauf.

Erst nach einer Weile ergriff Opa Fellingner wieder das Wort. »Vielleicht versteht ihr jetzt, weshalb ich dieses Haus nicht gerne verkaufen möchte. Es ist für mich mehr als einfach nur das Haus meiner Kindheit. Es erinnert mich immer wieder daran, daß ich nur bei Gott wirklich zu Hause bin.

Vielleicht habt ihr auch schon gemerkt, daß ich euch

alle gern bei mir aufnehmen, weil ich euch auch etwas davon vermitteln möchte, soweit ich kann.

Allerdings muß ich sagen: Noch mal so ein Schrecken wie diese Nacht, und ich weiß nicht, wie lange ich das noch durchhalte. Ich bin ja bekanntlich nicht mehr der Jüngste. Die Angst, die ich in dieser Nacht erlebt habe, konnte ich nur durchstehen, weil ich mich geborgen wußte bei Gott.«

Mehrere Beamte umringten den Mann mit der schnarrenden Stimme. Dieser saß auf einem alten Stuhl in einem ziemlich leeren Raum im ersten Stock der Mühle.

»Herr Schultheiß, Sie brauchen uns nichts vorzumachen. Wir werden sowieso bald alles herausbekommen. Also noch einmal: Sie wollten unbedingt dieses Anwesen kaufen. Weshalb?«

»Weshalb? Sie stellen komische Fragen! Ich bin Makler!«

»Dagegen hat niemand was. Es ist ein Beruf wie jeder andere auch, vorausgesetzt, man bedient sich redlicher Mittel.«

»Wollen Sie mir das abstreiten?« schnarrte Herr Schultheiß.

»Immerhin hat uns der Verband der Haus- und Grundstücksmakler wissen lassen, daß Sie ihm nicht angeschlossen sind, weil Ihre rüden Methoden ein schlechtes Licht auf die ganze Branche werfen.«

»Purer Neid, den jeder Erfolgreiche zu spüren bekommt!«

»Herr – äh –«, mischte sich der Polizist ein, den wir schon kennen, »Herr Schultheiß, sagen Sie uns doch bitte, was Sie mit diesem Haus vorhatten! Hätten Sie es

weiterverkauft, wenn Sie es bekommen hätten, oder wollten Sie es selbst nutzen?«

»Ich bin nicht verpflichtet, Ihnen Auskunft über meine Geschäfte zu geben.«

»Wie sind Sie auf dieses Anwesen aufmerksam geworden?«

»Auch das ist...«

»Herr Schultheiß!« sagte der erste Beamte streng. »Ich glaube, Sie unterschätzen die Situation, in der Sie sich befinden. Sie werden beschuldigt, einen Auftrag zur Brandstiftung gegeben zu haben!«

»Einen Auftrag? Nie! Wie kommen Sie darauf?«

»Haben Sie Herrn Peter Kühn aus Gundersheim angestiftet, auf dieses Haus und auf Personen, die darin ein und aus gehen, Anschläge verschiedener Art zu verüben? Ja oder nein?«

»Nein! Ich kenne diesen Peter Kühn aus Dingsda überhaupt nicht! Habe den Namen noch nie gehört.«

»Und das sollen wir Ihnen glauben?«

»Müssen Sie wohl, denn das Gegenteil müßten Sie beweisen!«

»Wir wären ja viel eher geneigt, Ihnen an diesem kritischen Punkt zu glauben, wenn Sie an allen anderen Punkten zur Zusammenarbeit bereit wären!«

Eine Weile schwieg der Makler und sah nur auf den Bretterboden unter sich. Dann atmete er tief durch und sagte: »Gut. Ich erzähle Ihnen alles, was ich weiß. Aber ich sage Ihnen schon vorher, daß Sie davon enttäuscht sein werden.«

Als niemand antwortete, fuhr er fort: »Eines Tages rief mich ein Mann an, beschrieb mir genau dieses Haus und beauftragte mich, es für ihn zu kaufen. Er nannte

mir auch die Summe, bis zu der ich gehen könnte. Und er sagte noch: Von allem, was ich weniger bezahle, würde mir die Hälfte gehören.«

»Das ist aber doch ziemlich unüblich beim Immobilienmarkt, nicht wahr?«

»Stimmt. Das Ungewöhnliche ist oft das Erfolgreiche. Der Mann hatte sich offenbar erkundigt und gehört, daß das meine Devise ist. Aber nicht, daß Sie mir daraus einen Strick drehen wollen! Ich habe immer alles ordnungsgemäß versteuert.«

»Wann kam der Auftrag?«

»Anfang Juni. Das genaue Datum läßt sich aus meinen Akten ersehen.«

»Wie hat sich der Mann vorgestellt?«

»Gar nicht. Er sagte auch gleich, daß er unbekannt bleiben wolle, wenigstens vorläufig. Er rief mich immer nur telefonisch an. Wenn ich etwas fragen oder berichten wollte, konnte ich ihn nicht erreichen. Dann mußte ich warten, bis er wieder anrief.«

»Und dem haben Sie vertraut?«

»Da gab es nichts zu vertrauen. Er hat meine Dienste immer im voraus bezahlt, durch anonyme Banküberweisungen.«

»Und wie haben Sie Ihr Ziel zu erreichen versucht?« fragte der Beamte.

»Nun, ich habe mit Herrn Fellingner gesprochen, mehrmals, und habe ihm eine schöne Summe geboten.«

»Und ihn unter Druck gesetzt«, behauptete der Beamte.

»Nicht so, wie Sie denken. Das einzige, was vielleicht nicht ganz so... naja... Ich habe zwei Strohmänner geschickt, die einen wesentlich niedrigeren Preis gebo-

ten haben. Dadurch sollte er den Eindruck bekommen, daß mein Angebot besonders günstig war.«

»Und Sie haben nicht jemanden beauftragt, hier Scheiben einzuwerfen, die Telefonleitung...«

»Nie! Bestimmt nicht! Ach, noch etwas: Der Unbekannte hat mir einen Termin gesetzt: den 15. September. Bis dahin müßte der Kauf unter Dach und Fach sein. Danach hätte er kein Interesse mehr. Und damit wäre dann auch meine Prämie hinfällig.«

»Grund genug, den Druck auf Herrn Fellingner zu verschärfen!«

»Ich hab' alles gesagt, was ich zu sagen habe. Glauben Sie's, oder lassen Sie's bleiben!«

Die Beamten sahen sich an, und einer zuckte hilflos die Achseln.

Vor der Wohnung von Nagels, die dem Wald und der Mühle am nächsten lag, sammelte sich die Bande.

Sie sah etwas anders aus als am Vormittag. Weniger wegen des Restes Tomatensoße, den Kerstin noch am Mund hatte, sondern vielmehr wegen der Kleidung. Da sie mit den verkohlten Hölzern arbeiten wollten, hatten sie vereinbart, in den ältesten Sachen zu kommen, die ihre Mütter aufreiben konnten.

»Wer fehlt denn noch?« fragte Stefan und zählte die Häupter seiner Lieben.

»Detlev.«

»Der wird auch nie satt!«

»Da kommt er!«

Keuchend lief Detlev heran und schwenkte dabei eine Zeitung in der Hand. »Ich hab' was Interessantes! Lest mal!«

»Was ist denn das? Mach's nicht so spannend!«

»Also ich blättere vorhin durch den Lokalteil der Zeitung. Politik interessiert mich nicht besonders, aber seit ich bei den Detektiven bin, lese ich immer das Kreisblatt. Oder ich überfliege es wenigstens. Es kommt zwar selten vor, daß was Brauchbares drinsteht, aber manchmal doch.«

»Und heute auch?« fragte Jens und ging schon drei Schritte in Richtung Wald, um die anderen mitzuziehen.

»Paßt auf! Mein Blick fiel auf diese Schlagzeile: Wo entsteht der Golfplatz? Entscheidung fällt am 15. September.«

»Na – und?«

»Fällt euch bei dem Datum nichts auf?«

Harald fragte: »Ach, du meinst, weil das der gleiche Tag ist wie der, den der Honda genannt hat.«

»Und der Makler Schultheiß«, ergänzte Uwe. »Ich hab's gehört, wie der Polizist Opa Fellingner von dem Verhör berichtet hat.«

»Naja«, meinte Gimo, »am 15. September wird sicher noch mehr passieren. So wie an jedem anderen Tag auch. Was hat denn das miteinander zu tun?«

»Warte ab!« sagte Detlev. »Jedenfalls hat mich das Datum veranlaßt, den Artikel zu lesen. Und da steht, daß der Golfclub unseres Kreises, unterstützt vom Fremdenverkehrsverein und einigen reichen Privatleuten schon seit zwei Jahren darauf drängt, einen Golfplatz bauen zu dürfen.«

»Zeig' mal her!« Harald nahm ihm die Zeitung aus der Hand.

»Laß ihn erzählen«, sagte Jens, »das geht schneller. Hoffentlich!«

Detlev fuhr fort: »Fünf Gebiete wurden vorgeschlagen. Eins übrigens in der Nähe des Aussichtsturms, auf dem wir am Sonntag Beobachtungsposten bezogen hatten. Aber das ist jetzt nicht wichtig. Das Interessante ist, daß eins der vorgeschlagenen Gelände das Tal unsres Mühlbaches ist, unterhalb der Mühle.«

»Was?«

»Nicht möglich!«

»Mensch!«

Alle redeten durcheinander.

Detlev sonnte sich in der allgemeinen Aufmerksamkeit. »Also es ist so, daß dieses Gelände nur eine Ersatzlösung wäre mit noch einem anderen. Lieber hätten sie eins, wo mehr Platz ist. Das Mühlbachtal ist ja nicht so breit. Aber wenn es aus Naturschutzgründen oder so nicht anders geht, würden sie das auch nehmen.«

»Und was hat das mit dem 15. September zu tun?« fragte Kerstin.

»Da wird entschieden. Das heißt, genau steht da – Moment, ich lese die Sätze mal vor, die sind wichtig: Am 15. September soll die Entscheidung für einen der fünf Plätze fallen. Da allerdings an diesem Tag, wie im Rathaus zu erfahren war, gar keine Sitzung stattfindet, ist wohl zu vermuten, daß jene recht behalten, die sagen, die Entscheidung sei längst gefallen. Wie dem auch sei – am 15. September werden wir wohl endlich erfahren, wo der neue Golfplatz entstehen wird.«

»Ja, aber wieso...« Thorsten wußte überhaupt nichts mit der Information anzufangen.

Uwe sagte: »Ich ahne, worauf du hinauswillst, Detlev.«

Der fuhr fort: »Gesetzt den Fall, da unten am Mühlbach wird ein Golfplatz gebaut. Vielleicht – ich spinne nur mal so, näheres weiß man ja noch nicht – vielleicht mit der Auflage, daß sie aus Naturschutzgründen da kein Haus hinbauen dürfen, oder nur ein ganz kleines, dann würde die Mühle ungeheuer wertvoll. Denn da könnte man dann zum Beispiel ein Restaurant einrichten, wo die feinen Herrschaften essen können. Und genau das hat der Makler Schultheiß vorgehabt. Oder sein Auftraggeber.«

Den Zuhörern standen vor Staunen Mund und Nase offen.

Stefan führte Detlevs Gedanken weiter: »Und du meinst, gesetzt den Fall, einer aus dem Stadtrat oder jemand anders, der von der Sache Wind bekommen hat...«

Detlev wollte sich den Triumph seiner klugen Schlußfolgerungen nicht nehmen lassen. Bei denen hatte allerdings sein Vater am Mittagstisch mitgeholfen, was Detlev aber lieber für sich behielt. »Wenn jemand aus geheimer Quelle weiß, daß die Entscheidung längst für das Mühlbachtal gefallen ist, und vor dem Datum die Mühle zum normalen Preis kauft, dann kann er sie hinterher zum doppelten Preis wieder losschlagen. Und hat mindestens eine halbe Million verdient!«

»Fantastisch!« staunte Harald. Die anderen fanden überhaupt keine Worte.

»Was heißt das aber für uns?« fragte Uwe mehr sich selbst als die anderen. Die Frage wühlte in ihm weiter, während die Gruppe schwätzend der Mühle zustrebte. »Wie könnten wir...? Es müßte doch möglich sein...!« sagte er immer wieder vor sich hin.

Sie hatten gerade den Waldrand erreicht, da blieb Uwe stehen.

»Ich hab's!«

»Was hast du?« fragte Jens.

»Die Idee, wie wir den Kerl erwischen können! Paßt mal auf!«

Alle sammelten sich um Uwe.

»Wir müssen in dem Villenviertel von Tür zu Tür gehen und alle Namen und Adressen aufschreiben. Dann suchen wir ihre Telefonnummern raus. Wir rufen sie alle der Reihe nach an, und tun so, als wenn wir der Schultheiß wären, oder einer von seinem Büro. Wenn die dann ganz ahnungslos – naja, dann sind sie eben ahnungslos. Aber wenn einer den Schultheiß kennt, dann wird er anders reden, dann...«

»Mensch!« sagte Jens und schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirn. »Das ist die Idee! Daß wir da nicht eher drauf gekommen sind!«

»Der Uwe ist gut!« staunte Detlev. »Der könnte von unsrer Detektivbande sein!«

Uwe gab den Ball zurück. »Deine Idee war auch gut. Erst beide zusammen können uns etwas nützen.«

Stefan ergriff die Initiative. »Ich schlage vor, wir schicken zwei von uns ins Villenviertel. Mehr sind nicht nötig. Die würden auch eher auffallen. Anrufen sollten wir sowieso erst heute abend, wenn die Leute wieder zu Hause sind. Inzwischen gehen die anderen zur Mühle und fangen mit der Arbeit am Schuppen an.«

Alle waren einverstanden. Detlev und Kerstin wurden losgeschickt. Ein Mädchen wäre gut, meinte Jens, das sähe harmloser aus, falls sie jemand beobachten sollte.

Und beim Schuppenbau wäre sie auch nicht so gut zu gebrauchen.

Mit vielen Mahnungen versehen machten sich die beiden auf den Weg. Kerstin holte zu Hause noch einen Bleistift und einen Notizblock, und dann wanderten sie ins Neubaugebiet, in dem Uwe in der letzten Nacht den Mann hatte verschwinden sehen.

Die anderen gingen inzwischen zur Mühle und machten sich an die Arbeit.

Ehe mit dem Neubau begonnen werden konnte, mußte erst mal aufgeräumt werden. Alles weitere konnten sie sowieso nicht machen ohne Balken und Bretter, und vor allem ohne Fachmann.

Aber mit dem Abräumen hatten sie zunächst genug zu tun. Unter der Anleitung von Opa Fellingner trugen sie die angekohlten Balken zur Seite, brachten Asche und andere Reste fort und bereiteten das Fundament soweit vor, daß mit dem Neubau begonnen werden konnte. Was für den Müll bestimmt war, brachten sie mit dem Handwagen weg.

Am Nachmittag, als sie sich zu einem Stück Pflaumenkuchen niederließen, sahen sie wie richtige Minenarbeiter aus.

»Opa Fellingner«, begann Uwe, »dürfen wir nachher mal eine Reihe von Telefongesprächen führen? Es sind nur Ortsgespräche.«

»Es geht um die Jagd auf die Brandstifter«, fügte Harald noch hinzu.

»So, so«, meinte der Gefragte. »Es ist doch nichts Unrechtes, was ihr vorhabt?«

»Nein!« entrüsteten sich alle, und Thorsten ergänzte: »Es ist ja eigentlich für dich, Opa Fellingner!«

Kurz darauf kamen Detlev und Kerstin und schwenkten triumphierend ihren Notizblock.

»Alles problemlos gegangen«, berichtete Detlev. Kerstin fügte hinzu: »Ein paar Leute haben zwar ein bißchen komisch geguckt, aber wir haben getan, als würden wir sie gar nicht sehen.«

Uwe beschloß: »Dann wollen wir uns mal zusammensetzen und die Sache gründlich überlegen und vorbereiten. Das muß nämlich auf Anhieb klappen! Sonst wird überhaupt nichts.«

»Einverstanden«, meinte Jens, »aber vorher wascht euch mal die Pfoten!«

Einige Minuten später sahen die Jungen schon wieder etwas zivilisierter aus und saßen und standen um den Gartentisch.

»Ich schlage vor«, sagte Stefan, »Jens führt die Telefongespräche. Er hat die tiefste Stimme von uns allen, und ihm glaubt man am ehesten, daß er ein Büroangestellter ist.«

Gimo lachte: »Er hat zwar noch keinen Bart, aber dafür einen kohleschwarzen Strich am Hals.«

»Gib mal deinen Block«, bat Uwe und griff danach. »Wir schreiben jetzt auf, was er sagen soll. Da muß jedes Wort stimmen.«

»Laß mich schreiben«, schlug Jens vor, »dann kann ich's wenigstens lesen.«

»Hoffentlich!« stichelte Harald.

Uwe diktierte: »Also schreib: Guten Abend.«

Jens schrieb: »Gu - ten A - bend.«

»Hier ist Schultheiß.«

»Nein, nicht Schultheiß«, meinte Gimo, »einer von seinen Leuten.«

»Man kann doch nicht sagen: Hier ist einer von Schultheiß' Leuten! So reden die doch nicht.«

Jens schrieb darum: »Hier ist das Maklerbüro Schultheiß.«

»Gut«, stellte Uwe fest. »Wir haben noch eine Frage wegen der Mühle und...«

»Oder schreib: Herr Schultheiß bat mich, Sie noch etwas zu fragen«, schlug Detlev vor.

Jens schrieb.

»Es geht um die Mühle und den Golfplatz.«

Uwe sagte: »Halt, das geht nicht. Vom Golfplatz kann der Schultheiß doch gar nichts wissen.«

Stefan meinte: »Das macht nichts! Die Telefonnummer kann er ja eigentlich auch nicht wissen. Wir provozieren ihn ja nur. Und wenn er hört, der Schultheiß weiß auch von dem Golfplatz, dann explodiert er.«

»Gute Idee!« Jens schrieb schon.

»Das reicht!« meinte Uwe. »Darauf muß er irgendwie reagieren. Im Notfall mußt du eben schnell was Schlaues erfinden.«

»Auch wenn's dir schwerfällt«, stichelte Harald.

Jens sah auf die Uhr. »Es ist schon halb sechs. Ich denke, das ist spät genug. Was meint ihr?«

»Okay!«

»Auf geht's!«

Sie rafften ihre Sachen zusammen und gingen zum Haus hinüber.

»Können wir jetzt ans Telefon, Opa Fellingner?«

»Kommt nur rein! Ihr wißt ja, wo es steht. Ich bin in der Küche, falls ihr mich sucht.«

Alle umlagerten das Telefon. Nach einigem Hin und Her einigten sie sich darauf, daß Uwe, der die Idee

gehabt hatte, sein Ohr mit an den Hörer halten durfte. Mehr konnten ja leider nicht mithören.

Gimo hatte inzwischen angefangen, im Telefonbuch zu suchen. Immer, wenn er einen der Namen von der Liste gefunden hatte, nannte er Kerstin die Nummer, und die schrieb sie hinter die Adresse.

Dann kam der spannende Augenblick.

Jens wählte die erste Nummer.

»Möhlmann«, meldete sich eine Männerstimme.

»Guten Abend, Herr Möhlmann. Hier ist das Maklerbüro Schultheiß. Herr Schultheiß bat mich, Sie noch etwas zu fragen. Es geht um die Mühle und den Golfplatz.«

»Tut mir leid, ich weiß nicht, wovon Sie sprechen. Ich kenne kein Maklerbüro Schultheiß.«

»Oh, dann muß ich mich verwählt haben. Entschuldigung!«

Schnell legte Jens auf und atmete tief durch. Uwe machte einen Strich durch den ersten Namen.

Zweiter Versuch. Jens ließ sein Sprüchlein los. Die Antwort war nicht besser als die erste: »Was denn für eine Mühle und was für ein Golfplatz? Das müssen Sie mir näher erklären!« Das tat Jens freilich nicht.

Der dritte Gesprächspartner war eine Frau. Jens mußte sie erst bitten, ihren Mann zu holen. Aber der sagte dann nur: »Wer ist da?«

»Maklerbüro Schultheiß.«

»Nie gehört!«

So ging es weiter.

Einmal hatten sie ein Kind an der Strippe, dann nahm mal überhaupt niemand ab, dann meldete sich eine Frau, deren Mann auf Reisen war. Als schließlich wieder

eine Frauenstimme zu hören war und Jens bat, ihren Mann sprechen zu dürfen, gab die schnippisch zur Antwort: »Junger Mann, ich bin unverheiratet.« Darauf wußte Jens nur noch »Ach so« zu antworten und legte schnell auf.

Ein Mann namens Müller-Torn sagte an der entscheidenden Stelle: »Moment mal, bitte! Wer ist da?«

»Maklerbüro Schultheiß.«

»Und worum geht es? Könnten Sie das bitte noch einmal wiederholen?«

»Um die Mühle und um den Golfplatz.«

»Und was wollen Sie da von mir?«

Jens wußte keine Antwort, entschuldigte sich stotternd und legte auf.

»War der's?« fragte Harald. Alle hatten gemerkt, daß es etwas Besonderes gab.

»Nein, ich glaube nicht.«

Uwe ergänzte allerdings: »Er hat sich nur ausführlicher erkundigt.«

Langsam artete die Sache in Arbeit aus. Kerstin, die Jüngste, begann schon allmählich das Interesse und die Geduld zu verlieren. Sie stahl sich davon, um ihren Katzen ein Schälchen Milch zu bringen.

Nachdem die Jungen noch einen Greis – der Stimme nach –, einen Gärtner, dessen Arbeitgeber zum Urlaub in den Bergen war, und einen leicht Betrunkenen angeklingelt hatten sowie noch eine ganze Reihe weiterer ahnungsloser Bürger und Bürgerinnen, kam der Erfolg ganz unerwartet.

»Guten Abend, Herr Nolte«, hatte Jens freundlich begrüßt und seine Litanei abgelesen.

»Was fällt Ihnen ein, warum rufen Sie mich hier an!«

brauste der Mann auf. »Ich hab' doch gesagt... Woher haben Sie überhaupt meine Nummer?«

»Die... äh – Herr Schultheiß hat sie mir gegeben.«

»Das ist doch...! Verbinden Sie mich mal mit ihm!«

»Herr Schultheiß ist im Moment leider nicht da. Kann ich ihm etwas ausrichten?«

»Wie kommen Sie denn überhaupt auf den Golfplatz?« Man hörte direkt, wie Herr Nolte vor Wut kochte.

Jens war vor Aufregung etwas verwirrt. »Ich bin gar nicht auf dem Golfplatz«, sagte er.

Der andere stöhnte. Dann schimpfte er: »Wenn ich Ihren Chef... der kann was erleben!«

»Soll Herr Schultheiß Sie anrufen, wenn er wieder da ist?«

»Nein!« schrie der Mann. »Ich rufe ihn an! Und Sie vernichten sofort meine Telefonnummer, wo immer sie bei Ihnen geschrieben steht! Haben Sie verstanden? Reißen Sie sie raus, oder vernichten Sie meinetwegen die ganze Akte! Stecken Sie sie in den Ofen oder was sonst, Hauptsache, sie verschwindet sofort! Sonst bin ich die längste Zeit Ihr Kunde gewesen!«

Man hörte nichts mehr. Herr Nolte hatte wütend den Hörer auf die Gabel geworfen.

»Juchhuhhh!« rief Uwe, riß die Arme hoch und sprang anschließend selbst in die Höhe.

Jens triumphierte etwas verhaltener, aber nicht weniger froh: »Wir haben ihn!«

Alle jubelten, schlugen sich gegenseitig auf die Schulter, beglückwünschten sich. Opa Fellingner kam erschreckt aus der Küche herbeigelaufen. »Was ist denn? Wen oder was habt ihr?«

»Den Kerl, der den Schuppen angesteckt hat!«

»Der das ganze gemacht hat!«

»Den Hauptverbrecher!«

Alle redeten durcheinander.

»Was?« staunte Opa Fellingner, und man sah seinem Gesicht an, daß er noch nicht ganz überzeugt war. »Wie habt ihr das denn rausgekriegt?«

»Durchs Telefon!«

»Durchs... das müßt ihr mir erklären!«

Das taten sie dann auch, alle auf einmal, so daß Opa Fellingner überhaupt nichts verstand. Erst als er laut: »Nur einer bitte!« gerufen hatte und man sich auf Uwe geeinigt hatte, von dem die Idee stammte, da kam allmählich Licht in die Sache.

»Ihr habt recht, Kinder, das muß der Mann im Hintergrund sein. Worauf warten wir noch? Das müssen wir sofort der Polizei melden!«

»Es ist vielleicht besser, wenn du das machst, Opa Fellingner. Zu uns haben die Polizisten doch nicht so das richtige Vertrauen.«

»Dann laßt mich mal ans Telefon. Kinder, Kinder, wird das in diesem Monat wieder eine Telefonrechnung! Aber ich will nicht klagen. Damit die Angriffe aufhören, würde ich drei Stunden mit Nowosibirsk telefonieren, wenn's nötig wäre.«

»Ich bitte noch einmal um Verständnis, meine Herren, daß diese sehr kurzfristige Einberufung der Stadtverordnetenversammlung nötig war«, sagte der Bürgermeister.

Ein beliebter Herr, der weiter unten am Tisch saß, drängte: »Keine lange Vorrede, Herr Müller-Torn, wenn

ich bitten darf. Es gibt hier Personen, die auf heißen Kohlen sitzen, weil sie eigentlich etwas anderes vorhaben heute abend.«

Ein hagerer älterer Herr, der ihm gegenüber saß, meinte mürrisch: »Ich hoffe, daß die Sache wirklich so wichtig ist, wie Sie gesagt haben. Eine außerordentliche Sitzung einzuberufen, dazu so kurzfristig, gewissermaßen von einer Stunde auf die andere —«

Herr Müller-Torn unterbrach ihn: »Meine Herren, je eher Sie mich meine Sache vortragen lassen, desto schneller sind wir fertig.«

Das leuchtete allen ein, und so wurde ihm nur mit einem nörgelnden »Hm« geantwortet.

»Ich muß feststellen, meine Herren, daß das vereinbarte Stillschweigen über den Ort des geplanten Golfplatzes von einem aus unsrer Mitte gebrochen wurde!«

»Was?«

»Unmöglich!«

»Unerhört!« riefen die Herren durcheinander. Es war, obwohl es alles geachtete Bürger waren, nicht viel gesitteter als in einer Schulklasse kurz nach der Pause.

»Meine Herren!« rief der Bürgermeister mit erhobener Stimme, um Gehör zu finden. »Das ist noch nicht alles. Offenbar hat jemand dieses Wissen zu einer sehr unfaireren Spekulation genutzt, oder zu nutzen versucht.«

Die Anwesenden konnten sich kaum beruhigen. Sie schüttelten ihre Köpfe und gaben auf alle mögliche Weise ihren Unmut zu erkennen.

Der Bürgermeister fuhr fort: »Ich möchte den Betreffenden bitten, sich zu melden.«

Auf einmal war es totenstill im Raum.

Herr Nolte am unteren Ende des Tisches war wie vor

den Kopf geschlagen. Wie war das nur gekommen? Er hatte doch alles so vorsichtig gemacht! Alles mehrfach gesichert! Nirgends Spuren hinterlassen! Sein Kopf war so heiß, daß er fürchtete, alle müßten ihm ansehen, wie er rot wurde.

»Herr Müller-Torn, woher wissen Sie denn das alles?« fragte der beleibte Herr.

»Wissen Sie denn, wer es war?« fügte der Hagere hinzu.

Der Bürgermeister antwortete: »Nein, das weiß ich nicht. Ich will Ihnen sagen, wie ich darauf kam: Durch einen Zufall. Es muß sich jemand am Telefon verwählt haben. Jedenfalls bekam ich einen Anruf von einem Maklerbüro – man beachte: ein Maklerbüro! – wegen des Golfplatzes und der Mühle. Nun sagen Sie mir bitte, meine Herren: Was würden Sie daraus schließen?«

Betretenes Schweigen antwortete ihm.

Herr Nolte war nicht auf den Kopf gefallen. Darum kam ihm auch schnell die Erkenntnis: Den haben sie auch angerufen! Vielleicht war es gar nicht der Schult-Heiß! Vielleicht haben sie mir eine Falle gestellt!

Der dicke Herr fragte: »Ist es sicher, daß das Protokoll nicht in falsche Hände kam?«

»Und daß die Sekretärin verschwiegen ist?« ergänzte der Dünne.

In diesem Moment klopfte es.

»Herein!« rief der Bürgermeister, ärgerlich über die Störung.

Der Hausmeister steckte seinen Kopf durch die Tür. »Herr Nolte möchte bitte mal herauskommen.«

»Das geht jetzt nicht!« schimpfte der Bürgermeister. »Wir haben eine wichtige Sitzung.«

Herr Nolte hatte, weil er am unteren Ende saß, an dem Hausmeister vorbei durch den Türspalt sehen können und dort eine Polizeiuniform entdeckt.

Er stand auf, totenbleich im Gesicht, und sagte fast tonlos: »Ich glaube, Herr Müller-Torn, die Sitzung erübrigt sich, wenn Sie mich hinausgehen lassen.«

Alle blickten schweigend hinter ihm her, als er mit steifen Schritten das Sitzungszimmer verließ.

»Herr Nolte?« fragte der Polizist amtlich.

»Natürlich, Sie kennen mich doch. Sie haben gewonnen, alle Achtung!«

»Gewonnen?«

»Mit dem Telefonanruf haben Sie mich reingelegt.«

»Ach so, das meinen Sie«, sagte der Polizist. »Das waren wir nicht.«

»Nicht?«

»Nein, das waren – das waren ein paar sehr findige und pfiffige Detektive.«

Pfarrer Weiß stand mit Herrn Fellingner am Küchenfenster. Sie schauten bewundernd zu, wie der junge Herr Gehrke, Thorstens Bruder, die Balken für den Schuppen aufrichtete.

Eine kleine Armee von Jungen lief chaotisch wie Ameisen drum herum.

Und dann war da noch ein hübsches Fräulein, die große Schwester von Jens. Sie stand immer in der Nähe von Herrn Gehrke und reichte ihm ab und zu liebevoll einen Nagel an.

»Sie ahnen gar nicht, Herr Pfarrer, was ich für Freude an den Jungen habe. Nicht nur, weil sie helfen. Es ist so fröhlich, wenn sie hier sind.«

»Sind sie nicht manchmal zu laut für einen alten Mann, wie Sie es sind?«

»Naja, manchmal schon. Aber das nehme ich in Kauf. Und wenn es mal gar zu schlimm wird, brauche ich nur was zu sagen. Dann hören sie auch auf mich.«

»Denken Sie auch daran, daß bald die Schule wieder beginnt? Dann wird es wieder sehr einsam hier draußen.«

»Davor graut mir auch schon.«

Nach einer Weile fragte der Pfarrer: »Sagen Sie mal, Herr Fellinger, haben Sie nie daran gedacht, einen Teil dieses großen Hauses zu vermieten?«

»Hm, gedacht schon. Aber das ist nicht so einfach. Es ist ein bißchen weit draußen, mein Heim. Viele werden das nicht mögen. Vor allem aber ist die Wohnung oben in einem sehr schlechten Zustand. Die Außenrenovierung hat mein ganzes Geld verschlungen.«

»Wenn nun jemand sich die Wohnung selbst zurecht-machen würde...«

»Dann würde ich gar keine Miete nehmen, wenn er nebenbei noch ein bißchen hilft bei den Dingen, die ich selbst nicht machen kann. Aber es müßte jemand mit großem handwerklichen Geschick sein.«

Der Pfarrer nahm zwei Sprudelflaschen aus dem Kühlschrank. »Ich bringe den Arbeitern mal eine Erfrischung«, sagte er und verließ das Haus.

Draußen rief er: »Pause!« Er reichte die Flaschen rund und winkte Thorstens Bruder und dessen Verlobte ein wenig zur Seite. »Sagen Sie mal, Sie beide, stimmt das Gerücht, daß Sie im Frühjahr heiraten wollen?«

»Ja!« sagten beide wie aus einem Munde und sahen sich lächelnd an.

»Haben Sie schon eine Wohnung?«

»Nein, das ist noch das Problem. Zwei Wohnungen haben wir uns schon angesehen, aber die waren viel zu teuer.«

»Angenommen, Sie könnten eine Wohnung sehr billig kriegen, wenn Sie dafür ein bißchen arbeiten und sich auch die Wohnung selbst herrichten müßten... Es ist ein sehr altes Haus...«

»Das wäre ideal! Sagen Sie bloß, Sie kennen so eine Wohnung!«

»Kenne ich! In einer alten Mühle in einem stillen, romantischen Waldtal...«

Herr Fellingner, der immer noch am Fenster stand, konnte sich nicht denken, warum der junge Schreiner plötzlich so begeistert aufsprang, das hübsche junge Fräulein umarmte, dem Pfarrer die Hand kräftig schüttelte, und dann auf das Haus zugerannt kam. Kurz darauf erfuhr er es aber, und er freute sich ebenso.

Pfarrer Weiß ging zu den Jungen hinüber, die im Gras hockten und zum einhundredsiebzehnten Mal sich gegenseitig die Geschichte ihres Erfolges erzählten.

Gerade sagte Jens: »Also, das ist ja klar, Uwe, daß du jetzt zu unsrer Bande gehörst. Ich meine nur, weil du doch damals mal so Andeutungen gemacht hast...«

»Das will ich meinen!« antwortete Uwe. »Ich habe auch ein Recht darauf!«

»Ein Recht?« fragte Thorsten, dem wieder sein Fernglas vor dem Bauch hing, obwohl ihm das bei der Arbeit sehr hinderlich war.

Uwe erklärte: »Na, mir gehört ja schließlich ein Teil von eurem Funkgerät!«

Alle lachten.

»Stefan und Gimo sind uns natürlich auch willkommen«, meinte Deflev.

Gimo antwortete schmunzelnd: »Vielen Dank! Große Ehre!« Stefan nickte und sagte: »Und ihr seid uns natürlich in der Jungschar genauso willkommen. SowaS beruht ja auf Gegenseitigkeit.«

Die Gesichter der vier sahen nicht gerade aus, als würden sie gleich im Freudentaumel ihren neuen Freunden in die Arme fallen. Aber der Pfarrer, der das beobachtete, dachte: Wenn sie erst mal da sind, wird die Begeisterung schon noch kommen.

Und ich, der Erzähler dieser Geschichte, bin da eigentlich auch ganz sicher.